

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + Refrain from automated querying Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

#### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

# The Arthur and Elizabeth SCHLESINGER LIBRARY on the History of Women in America





# Taura Marholm

Die Frauen 🗢

in der

Focialen Bewegung.

.

Mainz 1900 Verlag von Sranz Kirchheim.

396.9 H25

Drud von Joh. Falt III. Söhne, Mainz.

## Inhalt.

			Seite			
I. Ein Blid nach rüd- und vorwärts			•	1		
II. Der Urgrund der Frauenfrage .			. 1	7		
III. Die Frau im Mittelalter			. 2	9		
IV. Der Weg ans Enbe			. 4	3		
V. Aus Roth ober Fülle?			. 5	7		
VI. Geistige Werthe			. 7	3		
VII. Sind wir — ober find wir nicht?			. 8	9		
VIII. Das Empfinden der Mütter			. 11	7		
IX. Das Weib und die Mode			. 12	9		
X. Ehe, Cölibat, Prostitution			. 14	7		
XI. Mutter und Kind			. 16	9		
XII. Die Gottesmutter			. 18	31		

I.

# Ein Blick nach rück- und vorwärts.

×



ls ich vor einigen Jahren das letzte Buch herausgab, das mir zu veröffentlichen vergönnt wurde, — den ersten Teil "Zur Psychologie der Frau" — da schloß ich ihn mit den zwei Gesichtspunkten: die Notwendigkeit des Marienstulus und der religiösen Kongregationen. Jetzt, wo ich mich wieder über die Lage der Frauen äußern dars, kann ich anknüpsen, wo ich damals stehen blied. Es haben sich die Erschrungen dieser drei Jahre dazwischen gelegt, die nicht spärslich waren, und sie haben mich in dem, was damals fast wie eine Eingebung über mich kam, besestigt und bestärkt. Der undegrenzte Wert des Kultus der heiligen Jungsrau und Mutter für das Weib aller Stände und in einer bei weitem größeren, auch räumlichen Ausdehnung als disher, ist mir sowohl aus religiösen wie auch aus psychologischen Gründen

immer mehr und im einzelnen deutlicher zum Bewußtsein gefommen. Ebenso ist mir die immer sichtbarer und deutlicher werdende Unlösbarkeit der sogenannten Frauenfrage flar geworden, — es sei denn, daß sie wieder gelöst würde, wie sie schon einmal gelöst worden war, mit Hilfe der religiösen Kongregationen.

Bon freidenkerischer und protestantischer Seite ist längst der Auf nach der Freiheit der Frau erhoben worden und gewiß unter den wirtschaftlichen und geistigen Gesichtspunkten, wie sie sich dort ausbilden mußten, mit gutem Grunde. Die Freiheit, d. h. die Isolierung der Frau, war eine Konsequenz, die gezogen werden mußte und sich gar nicht umgehen ließ. Run sind auch katholische Damenstimmen in diesen Auf eingefallen, was fast wie eine Ansteckung aussieht.
Denn das Prinzip der Gemeinsamkeit und Einheitlichkeit, das der Katholizismus ist, schließt die Isolierung aus.

Was versteht man in unserer Zeit unter Freiheit? In geistiger Hinsicht: zu denken, was man will. Wer aber öffentslich redet und drucken läßt, was er will, und dabei vielleicht der Majestät der kapitalistischen Ringe oder der Majestät der Landessürsten, oder anderen heimlichen oder offenen Majestäten, die die Macht sich zu revanchieren haben, zu nahestritt, — dem geht es bös. Die Freiheit hierzu werden nicht viele Frauen beanspruchen; auf dem Isolierschemel wird

es weber ben Auferinnen mit der durchdringenden Stimme, noch mit dem ewig plätschernden Wassersalle des unaufhalts samen Geschwähes behagen.

In materieller Hinsicht versteht man unter Freiheit: sich selbst zu versorgen, sich selbst zu verseidigen, sich selbst durch=
zusetzen, sich selbst zu behüten u. s. w. Das sind Dinge,
wozu die körperliche Beschaffenheit des Mannes ihn schon von Geburt an bestimmt und besähigt hat. Die körperliche Be=
schaffenheit des Weibes hat dazu ebenso deutlich Nein gesagt,
wie sie deim Manne In gesagt. Die Kulturwelt hat dann
noch eine Reihe sittlicher Ansorderungen hinzugesügt, die wei=
tere Beschränkungen sind. Ie einsacher und primitiver die
Zustände, desto geringer ist diese Ungleichheit zwischen Mann
und Weib, denn desto gleichartiger sind die Bedingungen
ihrer Ernährung, Bersorgung und Selbstbehauptung, — je
komplizierter diese Verhältnisse, desto ungleichartiger werden
die Sphären und die Wesensbethätigung von Mann und
Weib.

Run aber sehen wir wieder eine Gleichheit, resp. eine Gleichartigkeit zwischen Mann und Frau hervortreten. Es ist für sie seit Jahrzehnten in verschiedenen Ländern agitirt worden. Sie hat vielsach mit revolutionären Bewegungen in Zusammenhang gestanden, z. B. in Rußland, und seit einigen Jahren legt man sich auch für sie in Deutschland mit allem

Nachbruck in's Zeug. Wie stimmt nun biese Bewegung mit ben eben genannten Entwicklungsgesetzen zusammen? Ist sie eine fortschrittliche, oder ist sie eine rückläufige Bewegung?

Woraus entspringt fie? wohin führt fie? was will fie?

Man will uns Frauen fortreißen zu etwas. Gehen wir nicht mit, so steht hinter uns der Nothstand, der uns vorwärts zwingt. Und Nothstände sind vorhanden, crasse, ansicheinend unentrinnbare. Auf dem Punkte, wo unsere Mütter und Großmütter sich ziemlich wohlbesanden, können wir nicht beharren. Eine große wirtschaftliche Wandlung geht jetzt wirklich vor sich. Wo kommen wir dabei zu stehen?

Die Kirche, die auf der Schöpfungsgeschichte als auf der ersten Grundrealität baut, lehrt mit ihr: Du sollst Kinder gebären und deinem Manne unterthan sein. Das Freidenkertum lehrt, daß Mann und Weib gleich sind. In dem schönen Lande des Pietismus, Schweden, lehnte man sich vor ein paar Jahren gegen den dem hochentwickelten sittlichen Gesühl anstößigen Sat bei der Cheeinsegnung: "die zwei sollen ein Fleisch sein" auf und verlangte, daß er aus dem Trauungssformular entsernt würde.

Wenn Mann und Weib gleich sind, mussen Mann und Weib auch gleiche Freiheit haben, darin hat das Freibenkertum Recht. Wenn in der Vereinigung von Mann und Weib das Weib nicht mehr die Empfangende, der Mann nicht mehr ber Gebende, wenn sie ihm also nicht mehr unterthan ift, bann sind sie nicht mehr Ein Fleisch, barin hat die Pietisterei Recht. Wenn das Weib, verheiratet oder unverheiratet, die Fähigkeit hat, seine persönliche Freiheit zu behaupten, d. h. sich selbst zu verteidigen, sich selbst durchzusehen, in der Offensive zu stehen — ja, dann hat die Kirche Unrecht, und wir können wieder nach Belieben Freidenker oder Pietisten werden.

Nun aber ist, — und das sehrt nicht nur die Schöpfungsgeschichte, das sehrt die Ersahrung jedes Tages, — das Weib
so start und unentrinnbar dem angeborenen Zwange seiner Natur unterworsen, daß es ihn nicht umgehen kann. In
jeder Aeußerung seines Körpers, in jeder Regung seiner Seese ist es von dem Gesetze seiner Bestimmung abhängig und es dorrt hin und trocknet ein und verkümmert, — wie Beispiele sattsam beweisen, — wenn es dem entzogen oder daraus hinausgestoßen wird.

So finden wir die Auffassung vom Weibe im Altertum und noch bei den Orientalen. Darauf tam die Kirche — und sie, die zum ersten Mal die bekannte Erde in einer einzigen großen, alles umfassenden Organisation vereinigte, sie, die die Freiheit des Stlaven, den Schutz des Tieres brachte, sie, die die Hüterin des Kindes wurde und Mutter und Kind dem Interessenspiel der Batergewalt entzog, indem sie Gott selbst und seine Gebärerin über ihm aufrichtete, sie brachte auch die größt-

mögliche Freiheit des Weibes, vom Zwange seiner Natur,
— in der Heiligung als Braut Christi. Dem irdischen Manne,
oder dem himmlischen Könige unterthan, — darin liegt der
ganze Inhalt des Weibes.

Es erhob sich ein ziemliches Geschrei, als ich vor einigen Jahren in meinem "Buch der Frauen" die Aeußerung that: des Weibes Inhalt fei der Mann. Damals kannte ich die Lehren der Kirche nicht so gut, jest weiß ich, daß ich mich in diesen Worten in Uebereinstimmung mit ihnen befinde, daß ich zumeist dadurch Anstoß erregte, indem ich mit einer, in unseren Tagen nicht gern gehörten Deutlichkeit, die Beftimmung bes Weibes auf ihre Grundform und auf die Worte nach dem Sundenfall gurudführte, daß also bei mir Einsicht wurde, aus der Erfahrung des Lebens gewonnen, mas längft als Gebot dagestanden hatte. Und von dieser Unterwerfung, von diesem ununterbrochenen Aufnehmenmussen auch in geisti= ger und seelischer hinsicht, das aus dem Zusammenleben mit bem Manne folgt, befreite eben die Kirche das Weib, das seine Freiheit bewahren und sich seiner Naturbestimmung ent= ziehen wollte, indem es sie in den Schut des himmlischen Bräutigams ftellte.

Die hier berührten Punkte und Gegensätze dürfte man noch die ideelle Seite der Frauenfrage nennen. Mit ihr fing fie eigentlich an, als fie sich noch ganz auf die Bourgeoiste und die höheren Kreise beschränkte. Jest, wo sie immer deutlicher kapitalistisch und proletarisch wird, wo auf den Frauenkongressen noch mehr in Toiletten- als in Redeentsaltung gemacht wird, während auf der anderen Seite die Erwerdsfrage
das Alpha und Omega ist, wird es zu einer Notwendigkeit,
sich ihrer praktischen Seite unbedingter zuzuwenden. Biel kommt
dabei zunächst nicht heraus, denn der Lockout und Boykott
wird auf geistigem wie auf materiellem Gediete nach Bedarf
gleich scharf von den "Arbeitgebern" gegen Mann und Weib
geübt. In diesem Punkte genießt das Weib durchaus die
"Freiheit", dem Manne "gleich" zu sein, — wie ich selbst
ersahren.

Das verheiratete Weib wird immer das Schickfal des Mannes teilen. In allen Beziehungen, die mit der Außenwelt zusammenhängen, kann es für sie gar keine wirkliche Freiheit, d. h. Isoliertheit und Beruhen auf sich selbst geden. Was den Mann trifft, muß auch sie treffen, wosür er steht, darin wird auch sie hineingezogen. Ie mehr solidarisch sie mit dem Gatten zu sein vermag — und das ganze Wesen des weiblichen Glücks besteht in dem Wert dieses Gatten — desto voller wird sich am gut veranlagten Weibe die Blüte seines Wesens, sein Geist, seine Seele, seine Einsicht und Weltkenntnis, seine Energie im Handeln und Ertragen entssalten. Die völlige Entfaltung alles weiblichen Bermögens

bringt erft die Mutterschaft. Daber find die Schuljahre für die spätere Entwidlung des Weibes recht gleichgiltig, während fie im Durchschnitt ber Manner ihre ftarten Spuren hinterlassen. Es ift soviel wie nichts, was das Weib theoretisch lernt, — ihre Schule find das Leben und die Sande beffen, in die fie gerät; ihre Kraftprobe ift die Größe der Aufgaben, vor die fie gestellt wird und die sich nicht auf ihr perfonliches Ich beziehen. Das weibgebliebene Weib hat nur eine gang geringe Expansionstraft für seine eigenen Interessen, d. h. was sich auf seine Person allein bezieht. Es wird davon wenig aufgerüttelt und ermüdet schnell im Rampfe für sich selbst. Denn diese Interessen sind gar nicht seine Intereffen. Seine eigenen gang perfonlichen Intereffen find bie Gemeinschaft mit Gatten und Rindern, und auf diefem Bebiete übertrifft es, wenn es nötig wird, ben Mann an Ausbauer, Umficht und bem Mute, ber nichts verloren gibt und por nichts jurudichrectt.

Dies einsache Gebiet ist also nicht daszenige, wo die Schwierigkeiten sich häusen. Das ist die Stellung der unverheirateten Frau. Sie ist die eigentliche Frauensfrage.

Der Notstand des verheirateten Weibes wird immer nur aus dem Notstande des Mannes entspringen und gehört in dies Kapitel.

Anders mit der großen Zahl derer, die nicht zu verhei= raten find, für die fich niemand findet, ber ihr Schickfal auf fich nimmt. Sie find in allen Teilen ber zivilifierten Welt vorhanden, in der protestantischen am gahlreichsten. Sie werben ein Gegenstand der Ausbeutung und Ausnutzung, und awar besteht dabei gar fein so großer Unterschied, ob sie ben besitzenden ober besitzlosen Rlassen angehören. In den letteren wuchert man ihre Arbeitsfraft und Not gegen den geringst= möglichen Lohn aus, in den erfteren benutt man sie zur Propagierung fabitaliftischer Gesichtspunkte, mas in der mobernen Frauenbewegung beutlich zu Tage tritt. Das einzelne Weib mit seiner natürlichen Unbefriedigung und geringen Erfahrung und Urteilstraft ist ja noch viel geeigneter als ber Mann, sich von allerlei Theorieen und Vorspiegelungen, von jeber Uebertunchung seiner inneren Leere einnehmen zu laffen, und da den Frauen der historische Blid und in den meisten Fällen die historischen Kenntnisse, die sich freilich nicht aus Schullehrbüchern erwerben laffen, abgeben, fo find fie gang außer Stande, die Rurglebiakeit und Widerfinnigkeit gemiffer Lehren, mit benen man sich ihnen in "gelesenen" Zeitschriften und Frauen-Versammlungen aufdrängt, zu beurteilen. Gine Organisierung der unverheirateten Frauen ist aber trot allem. was darüber geschrieben und geredet worden, bis jest nicht gelungen.

Es gab einmal eine solche Organisterung, erprobt durch die Ersahrung von mehreren hundert Jahren, und in ganz gleichartiger Weise die damals bekannte, zivilisterte Welt umsassend.
Sie erstreckte sich von den höchsten geistigen Leistungen, deren das Weib fähig war, dis zu den geringsten Handarbeiten, zu denen es gebraucht werden konnte. Sie nahm die Barbarenweiber, deren Borsahrinnen noch den Karren auf der Völkerwanderung gezogen, und erzog sie in wenigen Generationen
zu Dichterinnen und Gelehrten, zu milden und gewandten
Bertreterinnen von Bildung und guten Formen. Und sie erreichte dieses mit jenen Töchtern noch halbwilder Stämme in
der Entsagung und Selbstbeherrschung des Klosterlebens, —
wahrlich ein Zeichen von der Bildsamkeit und Lenksamkeit des
Weibes, das späteren Zeiten ebenso sehr gesehlt hat, wie die

Wenn man Bilbung, Geist und Einstuß der Frauen Luxus nennen will, so war dies nur die Luxusseite. Länger als diese kurze Blüte und durchgreisender als sie aber wirkte die durch die Kirche geseitete Organisation der weiblichen Arsbeit, die erst von der Reformation und dem dreißigjährigen Krieg zerstört wurde. Die Ehenot und der Ueberstuß an unsverheirateten Frauen war das ganze Mittelaster hindurch nicht kleiner als gegenwärtig, — wie sich überhaupt ihrem inneren Wesen nach die Dinge gar nicht so start verändern, wie von

Neuheitshaschern behauptet wird. Der Rirche, der die gejammte Armenpflege oblag, fiel es damals anheim, die Ueberflüssigen und Nahrungslosen zu versorgen. Und eine einheit= liche, die ganze bekannte Erde umfassende Organisation, wie sie war, organisierte sie nun die Arbeit der Frauen, der Weberinnen, der Tuchschererinnen, der Stickerinnen u. f. w. in festen gleichartigen Verbänden, unter weiblicher Oberleitung und meist in Form von Kongregationen, die noch nicht ganz geiftlich, aber auch nicht mehr weltlich waren und den Arbeiterinnen außer dem Berdienst, Schuk, Wohnung und jenes Maß von Beaufsichtigung gewährten, ohne das fie dem Schickfal unserer Fabrikmädchen preisgegeben gewesen wären. Auch für die ledigen elternlosen Mädchen ohne besondere Erwerbs= beschäftigung war in den großen Beginenverbanden geforgt. Und fraft der Natur der Organisation, aus der sie ent= ibrungen waren, standen diese Kongregationen und Verbände wieder in den verschiedenen Ländern in Berbindung und der ober die arme Reisende fand überall Schut, Rat, Arbeit und Weiterbeförderung. Das schreckliche Elend des hilflosen Zu= grundegebens war im Mittelalter zwar eine Wirfung von Epidemieen, Rrieg, Hungerenot, Ueberichwemmungen u. bergl., aber es war nicht, wie jett, die Folge von menschlicher Verhärtung, gieriger Ausbeutung und ungenügenden Vorkehrun= gen. Die Zeiten andern fich, die Formen wechseln, das Wesen bleibt. In der alten Form kann es nicht mehr wiederkehren, aber es schafft sich neue Ausdrucksformen.

Jene durch die Erfahrung bewährten Organisationen zu erneuen, wird früher oder später eine Rotwendigfeit werden. Erneut aber können sie in letter Instang boch nur werden burch die Sande, die sie geschaffen haben. Es muß eine oberfte Leitung von gang immaterieller Beschaffenheit vorhan= ben sein und durch alle führenden Sande geben, damit diesen Organisationen der Charafter der Gemeinsamkeit gewahrt bleibt. Wo die Werkthätigkeit aufhört, da fängt immer schon die Auswucherung an. Es kann daher immer nur die Kirche und die Rirche in ihrer höchsten irdischen Erscheinung, dem Papfte, fein, der solche Kongregationen unterstellt find. Dafür zu wirken heißt für die Frau: für ihre Töchter, Schweftern, Mütter und Kindeskinder wirken. Che nicht bas Weib unter den Schut der Rirche, den es nicht aus eigenem Willen verloren, und unter bas Bild ber himmlischen Mutter, ber Hüterin des göttlichen Kindes und aller Kinder, zurud= tehrt, eher kann der Notstand des Weibes in seelischer und materieller Sinsicht nicht gedämpft und nicht beendigt werden.

Gegen diese Rückfehr aber besteht in unserer Zeit eine starke Auslehnung. Man sürchtet eine Gebundenheit, man will sich seiner Selbstbestimmung nicht begeben. Zum Teil sind das Worte, die im Wege stehen; zum Teil ist — auch

bei den Frauen — ein Bedürfniß innerer Unabhängigkeit wirklich und stark vorhanden. Diese Strömung ist eine Realität. Um was es sich handelt, ist: zu untersuchen und sestzuskellen, wogegen sie sich auslehnt und was sie anstrebt, welches die inneren Bedürfnisse sind und wo die Hindernisse ihrer Verwirklichung liegen. Ein großer Zeitabschnitt ist — nicht nur äußerlich und in einer Jahreszahl ausgedrückt, auch innerlich und in seinem historischen Verlauf — zu Ende. Ein großer und neuer Zeitabschnitt zieht heran. Wo steht das Weib an der Jahrhundertwende?



II.

## Der Urgrund der Frauenfrage.





aß es eine Frauenfrage giebt, kann ja niemand leugnen, ich selbst am wenigsten, seitdem ich nun seit zehn Jahren fampfend und befampft - und wie befampft! - bie verschiedenen Seiten der Stellung der Frau mir und anderen flar zu machen versucht. Es muß boch etwas geben, was viele Frauen dazu drängt, sich mit den eigenen Angelegenheiten des Weibes ju befaffen. Es tommt hierbei junachst gar nicht einmal auf die Weise an, wie sie es thun - die ist ja oft bunt und fragwürdig genug - fondern baß fie es thun. Und es find ja nicht bloß die "Malplacierten" als Frauen, die barin einen großen Gifer zeigen. Das ift doch eine Aehnlichkeit mit ihren Mitschwestern vom Orden der Unverheirateten oder Schlechtverheirateten, Die ju benten geben fonnte. Es mare mir gewiß fehr viel beffer im Leben gegangen, wenn ich mich mit ber Frauenfrage nicht so eifrig befaßt und ftatt beffen No= velletten und Romane geschrieben hatte, wie das früher Sitte 2\*

war. Und es geht sicher vielen meiner Mitschwestern ebenso, daß sie bei der Frauenfrage weder Seide spinnen, noch sich in Seide kleiden, wenn auch einige Kongreßlerinnen darin voranleuchten. Warum thun sie es denn nur, warum lassen sie denn nicht von der Sache?

Wenn das Weib so start und persönlich hervorritt und hervorzutreten gedrängt wird, wie in unserer Zeit, so ist das immer ein Zeichen großer Erregtheit und hestiger Gährung im Gesellschaftstörper. Zunächst wohl davon, daß jedes Individuum mit aller Krast für sich selbst sich anzuspannen gezwungen wird. An den Kämpsen um die Wagenburg in der Bölserwanderung nahmen auch die Weiber teil, und sie thaten es zu ihrer und ihrer Kinder Selbstwerteidigung. Sie thaten es einsach, weil sie mußten. Ist die große Erregung, die heutzutage durch die Frauenwelt geht, etwas Aehnliches? Kämpsen sie am Ende auch im letzten Grunde, weil sie müßsen? Bielleicht gar nicht, um etwas zu erringen, wie es fortwährend heißt: um Studium, Rechte, Stellungen und dergleichen, sondern um etwas zu verteidigen, ein letztes Gut, wie beim Kamps um die Wagendurg?

Sie wissen nur nicht immer, um was sie kämpsen — ja viele von den eifrigsten erfahren es überhaupt nie; das Ziel geht im Getümmel verloren.

Um dies Ziel handelt es sich also, und dabei kommen wir

zu der Frage: ist die Frauenbewegung eine materielle oder ist sie eine geistige Angelegenheit? Man ist im ganzen barin übereingekommen, daß fie eine materielle Angelegenheit sei sie entspringe aus wirtschaftlichen Berschiebungen, die in veränderte Bedürfnisse hineindrangen. Diese Bedürfnisse erft find es, die einen geistigen Ausschlag geben — man will geiftige Büter erringen, um materieller Borteile und Borrechte baburch teilhaftig zu werden. Bon ber Frau als Arzt, als Jurist, als Brofessor u. s. w. ist viel die Rede; mertwürdigerweise hat man von der Frau als Bankbirektor und Börsenmann noch gar nicht reben hören, wohl aus ben besten Gründen — diese Blate werden nicht so mir nichts dir nichts bergegeben. Aber auch in den erwähnten erstrebenswerten Berufen hanoelt es fich um das Gewicht und Ansehen einer materiell und gesellschaftlich aut fundirten Stellung. Rlüger, besser, alücklicher als Weib kann keine als Doktor ober Brofeffor werben - nur auf birekterem Wege angesehener, als es sonst auf dem Umweg durch den eventuellen Gatten mög= lich wäre, auch beschäftigter und nütlicher als ehemals beim Daheimsigen als alte Jungfer. Sie will sich also im letten Brunde ftarter felbit empfinden - fich ftarter ihrer felbit bewußt werben. Das ift bas geiftige Moment.

Aber warum will nun die Frau sich ftarker ihrer selbst bewußt werden, sich starker selbst empfinden? Will sie das als physisches Wesen, zur Erreichung physischer Expansionen? Das tann man eigentlich nicht fagen, obgleich ja auch diese Seite ftart hervorgetreten ift in der Bewegung für die fogenannte "freie Liebe". Die Frauen, die baran fich beteiligten, waren fichtbar geführt, nicht führend, und haben auch in einer besonderen Ausnutung dieser Freiheiten gar nicht mehr als andere sich hervorgethan. Und schließlich ift auch diefe Bewegung rasch wieder zusammengefunken; eigentlich biente sie für etwas ganz anderes, als was in ihrem Programm stand. Und wer hätte nicht oft mit Frauen gesprochen, die wirklich befriedigte Gattinnen und Mütter und geliebte Benoffinnen geliebter Männer waren - und boch waren fie nicht zufrieben! Sie entbehrten etwas und sehnten sich nach etwas, bas fie gar nicht so genau zu bezeichnen wußten. brudten fie fehr lebhaft aus, daß fie beffen mude maren, mas fie hatten, obgleich fie es ja von gangem Bergen schätten. Es war also auch wieder nicht etwas Materielles, was ihnen abging, es war auch nicht eine seelische Unbefriedigung — es war ein geistiges Entbehren.

Was entbehrten sie also? Sie entbehrten den Ausbau ber ganz unmateriellen Seite ihres Wesens. Da aber die sie umgebende Weltanschauung eine materielle war, so glaubten sie, es sei die materielle Seite geistiger Werte, die zu erstreben war in der veränderten Stellung der Frau als Rechts-

person, als freies Individuum u. s. w. Was fühlten biese Frauen also? Sie fühlten sich in ihrer Beschränkung als irdische Wesen verunrechtet und wollten daraus hinaus.

Um diesem Gesühl zu steuern, wies man nun die Frauen einerseits auf die Uebungen der Religion hin, anderseits auf die zu erringende Freiheit des Individuums. Mit beidem wurde nicht viel erreicht, denn beides war keine Lösung der Frage. Die Frauen wollten nicht nur selig werden, oder frei werden, sie wollten sich auch in der ganzen Ausdehnung ihrer Fähigkeiten selbst empfinden und zum Bewußtsein kommen. Und zwar in der Ausdehnung ihrer weiblichen geistigen Fähigkeiten.

Diese Auffassung der Sache könnte nun manchen Widersspruch sinden, aber sie hat die durch die Ersahrung gemachte Probe für sich. Wenn wir nämlich in jene Wachstumszeit zurücksehen, die das Mittelalter war und auf die ein Kückschlag ersolgte, so sinden wir die Frau dort in einer gesellschaftlichen Stellung und geistigen Bethätigung, nach der sie sich jett mühselig abringt, und zwar eben in einer Stellung und Bethätigung als geistiges Wesen, die ihr seitdem verloren gegangen.

Sie erhielt diese Stellung und Bethätigung durch und unter der Erziehung der Kirche. In der vierhundertjährigen Defensive, in der die Kirche sich seitdem besand, hat sie freilich nicht mehr für die Frauen thun können, was sie damals für sie that, und mußte sich auf das notwendigste beschränken, wie die Wirkungskreise der jetzigen Frauenorden zeigen. Damals, als sie das ganze geistige Leben ihrer Zeit umsakte und sührte, gab sie den Frauen eine Erziehung und Ausbildung, die sie nicht nur neben, die sie in vielen Fällen über die, den geistigen Interessen und Studien — der Universalität mit einem Worte — mehr abgeneigten Männer stellte und eine so große Anzahl im öffentlichen und politischen Leben ausgeziechneter Frauen hervorbrachte, wie sie seitdem nicht mehr gezsehen worden ist.

Die Frauen haben, fraft ihrer Natur als Beib, einige Seiten der Selbstlosigkeit und Hingabe, eine Zähigkeit des Fest-haltens und Widerstandleistens, die der Mann nicht hat. Und trast ihrer bei weitem größeren Angespanntheit im Geschlechtsleben haben sie auch als natürliches Gegengewicht dagegen im Durchschnitt eine bedeutend größere Hinneigung und Bedürstigkeit zum Ueberirdischen als der Mann. Diese beiden Seiten hat die Kirche in ihrer Eigenschaft als Erzieherin zusammenzusassen und zu entwickln gewußt, nicht nur in Rücksicht auf die himmlischen Angelegenheiten, wovon das Nonnenleben Zeugnis ablegt, sondern auch ganz besonders in Hinsicht auf äußerste Entwicklung der geistigen Fähigkeiten des Weibes in Studien, in geistiger Produktion und in jener praktischen und

weltlichen Tüchtigkeit, die auf der gleichmäßigen Ausbildung von Geift und Charafter beruht.

Der ganze Bildungsinhalt ihrer Zeit war den Frauen des Mittelalters zugänglich und teineswegs denen allein, die sich dem geistlichen Leben widmeten, sondern allen Frauen der damaligen gebildeten Klassen, woraus dann jene Reihe geistig hervorragender Mütter hervorging, die wir in jener Zeit wie in keiner anderen zu bewundern haben.

Die geistige Höhe und öffentliche Bedeutung, die das Weib z. B. im Zeitalter der Kreuzzüge innehatte, ist nach und nach verloren gegangen. Auch der Einstuß der Frauen ging diesen Weg und geht ihn größtenteils auch noch heute, und wir sehen eine peinliche Arbeitsteilung zwischen dem Weib, das "gefällt", und dem Weib, das "denkt". Das bezeichnet eine Verarmung und Verhäßlichung des Weibes, an der frühere Zeiten unschuldig waren, schon krast ihrer größeren Gefühlseintensität, während wir jetzt in weiten Schichten der sogenannten Gebildeten jene schlasse Kälte wahrnehmen, die das sichere Zeichen des Niederganges ist. Aber was macht das? Neue Schichten drängen nach und nehmen die leerwerdenden Plätze ein und für sie handelt es sich darum, sich vor der, von den Abwirtschastenden hinterlassenen Ansteckung zu bewahren.

Deshalb kommt es jest darauf an, nicht mit den kleinen Zeiträumen und mit den fingerlangen Maßstäben zu messen,

an die man fich nur allzusehr gewöhnt hat. Nicht um Rudblide und Bergleiche auf fünfzig Jahre handelt es fich, son= bern um jene großen Ausblide und Zusammenknupfungen, Die alle kleinen Gegenfätze und "Errungenschaften" belanglos machen. Warum fürchten wir uns fo fehr, einmal um fünf= hundert Jahre zurudzuschauen? Gine Unmenge fostbarer Rraft ift seit hunderten von Jahren einem doch in letzter hand zwecklosen und unfruchtbaren Glaubensgegrübel von der einen und ber Abwehr besselben von der anderen Seite geopfert worden; während der Zeit hat sich die Lage des Weibes verschlechtert; seine jetigen Versuche, sich selbst zu belfen, haben noch zu nichts geführt und können auch zu nichts führen. Ich fann nicht finden, daß Wiffen und Glauben in einen wirklichen Ronflitt durch die Lehren der katholischen Kirche geraten. Im Gegenteil, es tritt nur jenes flare Auseinanderhalten jener beiden Gebiete ein, bas auch dem Weibe erft den festen Boden unter ben Füßen und das Gefühl der Freiheit giebt. Und dies Freiwerden einer Menge gebundener und erniedrigter Rräfte wird alsbald auch die Formen hervorrufen, in benen biese sich konsolidieren und fruchtbar werden können. Die geiftigen Impulse werden die materielle Geftaltung mit fich Und dann wird fich allerdings die materielle Lage führen. ber Frau allmählich und bis in den Grund hinein verändern. Aber das ift eben nur möglich, wenn eine als überftark empfundene physische und materielle Gebundenheit jene innere Befreiung erfährt, wie sie in den Grundlehren und der uralten erzieherischen Praxis der Kirche enthalten ist, die eines weiten Spielraumes bedürfen, um zu jener unverkümmerten Geltung zu kommen, die ihnen die Gegenströmung der letzten Jahrhunderte verwehrte und die sicher in neuen und unerwarteten Bildungen hervortreten wird.

Allerbings wird man dann diese Bildungen gar nicht als ein Rückgreisen auf alte Formen betrachten; sie werden ganz neu und aus sich selbst geboren erscheinen und auch so empfunden werden, salls das wirkliche Leben in ihnen ist, das freilich zu allen Zeiten ein und dasselbe war.



#### III.

## Die Frau im Mittelalter.



#### 

es wird immerfort die Frage aufgeworfen, ob die Frau aur Erweiterung ihrer Befugniffe wirklich veranlagt sei? Und diese Frage ist gar nicht leicht zu beantworten. Es find nämlich keine Beweise aufzubringen, die recht burchschlagend wären. Es haben ja nun icon eine Menge Frauen ftudiert und alle möglichen Berufe ergriffen, aber ausgezeichnet hat sich dabei feine so, daß wirklich mit ihr Staat zu machen ware. Die beiben einzigen, die nicht nur mit ihren Leiftungen, sondern auch als Individualitäten hervortraten und das Gepräge bes weiblichen Beiftes in ftartem Grade besagen, die Ruffinnen Sonja Kowalewsta und Marie Baschfirkew nahmen ein so frühes und trauriges Ende, daß auch dadurch bas Bild ihrer Leiftungen und ihres Wesens verwirrt wird. Im Durchschnitt leiften die Frauen, die aus ihrem Rreise hervortreten, mas ftudierte und zu einem Beruf ausgebilbete Männer mittlerer Gute auch leiften und zeichnen fich ebenfo

wenig durch Eigenart des Wesens, Geistes und Charakters aus wie der Durchschnitt der studierenden Jugend heutzutage. Das ist ja nicht zum Herzerreißen, aber es ist langweilig und die sangweilige Frau ist schlechter gestellt als der langweilige Mann, besonders wenn sie dabei geistige und sociale Prästensionen macht. Auch was die schreibenden Damen unserer Zeit angeht, wird man nicht eigentlich behaupten können, daß man sich bei ihnen amüsiert, wie man noch heutzutage bei den Briefs und Memoirenversassernnen aus den Zeiten des Zesutenstills und des Rossos thut.

Es hat ja auch Damen gegeben, die sich auf dem Gebiete der politischen und religiösen Konsusionsmacherei sogar mit sehr großem Erfolg versucht haben wie Mme. Blavatsch und Annie Besant, aber auf diesem Gebiete haben ja auch Männer mit ganz schwacher oder gar feiner Begadung die größten Lorbeeren geerntet, man denke nur an die zahllosen Sektenstister und politischen Führer in beiden Hemisphären, deren Namen gleich Bände süllen könnten.

Was wir eigentlich an ben geistig strebenden und öffentlich sich hervorthuenden Frauen unserer Zeit wahrnehmen, ist, daß sie getreulich hinter den Männern, die auf diesen Punkten Führer sind, hertoffeln und deren "Gruppe" durch eigene Frauengruppen vermehren. Sie halten Versammlungen, ganz wie die Männer; sie bilben sich zu Dauerrednern aus, ganz wie die Männer; sie fassen in streng parlamentarischen Formen Beschlüsse, ganz wie die Männer; sie halten Massenausslüge und Massenssersenso viel oder so wenig heraus wie dei den vielen Bereinsversammlungen, die ihre Borbilder sind. Katholischerseits wird ja vielsach gesordert, mulier taceat in ecclesia, und das hat wenigstens zur Folge gehabt, daß dort leiser und weniger gesprochen wird. Im ganzen ist das Bild einsörmig und ohne Perspective und man kommt zu der Frage: ist es doch nichts mit dem der Frau eigentümlichen Berussüber die Grenzen ihrer nächsten Bethätigung als Weib hinaus, wird sie, wenn sie denselben verläßt, einsach Maschinenbestandteil des Großbetriebes wie der Mann auch in den allermeisten Fällen und allermeisten Berusen?

Wenn wir uns in diesem Jahrhundert umsehen, so müssen wir sagen: Ja! Wenn wir uns aber ein Herz sassen, einen Sprung um fünf- oder sechshundert Jahre rüdwärts thun und uns dort ohne Bangigkeit und Vorurteil umschauen, dann werden wir ausrusen: Nein!

Soweit rudwärts aber muffen wir, um die Pulsichläge, welche noch in uns klopfen, und die Kultur, von der wir noch zehren, zu fühlen und zu fassen.

Die Frage in unserer Zeit ist: Macht das Weib, indem es aus seiner Sphäre heraustritt, dem Manne nur nach, was Marholm, die Frauen i. d. soc. Bewegung. er auch machen kann, läßt es also ganz von ihm sich bestimmen und wird es von ihm geleitet — was alles doch nur eine Art von Dressur und seiner unwürdig wäre — oder hat es eine eigene weibliche Selbständigkeit auch über seinen Gesschlechtsberuf und die davon ausgehenden Einstüsse hinaus?

Ich bin, ehe ich die katholische Welt und katholische Kultur näher kennen lernte, geneigt gewesen, das zu verneinen. Nun ist das etwas anderes. Ich sehe mit aller Deutlichkeit und bis ins Detail, daß die ganze Befreiung des Weibes von der Kirche geleitet und gesördert worden ist. Die Kirche hat schon sehr früh mit den Frauen sich verbunden, um den wilderen Bedürfnissen und Trieben des Mannes ein Ziel zu setzen, und ein großer Teil der Kulturarbeit des Mittelalters ist von ihr mit Hilse der Frauen und mit ihnen zusammen verrichtet worden.

Sehr früh schon, unter den Ottonen, bemerken wir ein außerordentliches Hervortreten der Frauen. Die Epoche Ottos I. ist ausgezeichnet durch eine solche Reihe hervorragender Frauen, wie wir sie später nicht leicht beijammensinden. Bon seiner Schwestet Rhoswita an, über die fast unzähligen Aebtissinnen und Nonnen weg, die zum Teil durch innere Entzückungen, zum größeren Teil aber durch ihren Geist, ihre hohe, die weltlichen Männer bei weitem überragende Bildung, ihre gute Borurteilslosigkeit und ihre große administrative Begabung sich auszeichneten, zu den weltlichen Frauen mit der Kaiserin

Abelheid an der Spize, welche die Gefahren, Bedrängnisse, Bersfolgungen mit jenem guten Mut ertrugen, der nicht nur ein Zeichen innerer Frömmigkeit, sondern auch das Zeichen jener wahren Einsicht ist, die echte Bildung als eines ihrer besten Resultate verleiht, sehen wir sie alle gleichmäßig als Austurträgerinnen und Stüzen von Kirche und Reich thätig. Sie vermittelten zwischen jener und diesem, sie waren Beraterinnen in der Politik, sachkundig, energisch, zuwerlässig und von beisden Seiten beständig gesucht. Und sie waren vor allem, was man sonst selten so zahlreich beisammen sieht und was wiederum ein Zeugniß von organisch gewordener Bildung und wirklicher Einsicht ist — sie waren gute Frauen.

Wo es solche Frauen an den höchsten Stellen giebt, da kann man natürlich daraus schließen, daß sie zahlreich in allen Klassen waren; denn das Gute kommt wohl von unten, wie Christus aus der Hütte und der Armut als ewiges Beispiel kam; aber die verderblichen Einstüsse sehen wir immer von oben kommen, wie es sich schon an den schrecklichen Weibern der Merowinger, an Ottos Nachsolgern und die ins ancien regime und weiter zeigte. Und welche Frauen waren nicht die beiden Markgräsinnen von Toscana, die Gregor VII. Zuflucht und Stütze boten, als alles gegen ihn war. Keinem weltlichen Großen gehörte Canossa, wo Heinrich IV. Buße that, sondern einem alleinstehenden Weib. Sie hielt den

Papst in den schwersten Stunden, und mit ihrer hilfe siegte die Kirche. Wieder ist sie nur ein Beispiel mit Namen für die unzähligen Namenlosen, die mit gleicher Festigkeit, mit dem gleichen großen Blick und verhältnismäßig nicht geringerer Bildung, als Frauen und Mütter Zeit und Kraft sanden, ins Allgemeine zu wirken.

Run sollte man meinen können, es sei der Wert und die Tüchtigkeit ihrer Männer gewesen, die sie anleiteten und ihnen die Richtung wiesen. So stand es aber in den allermeisten Fällen nicht. Die Männer, denen das Kriegshandwerf weniger Freude machte, waren für diese kultivierten und entwickelten Frauen gar nicht zu haben; sie hätten sich mit ihren seineren und friedlicheren Reigungen in dieser wisden Welt gar nicht behaupten können. Sie bevölkerten die Klösker und führten jene großen Kulturarbeiten des Urbarmachens, Brückenschlagens und Wegeanlegens aus, die sowohl in der äußerlichen Welt, wie in den Gehirnen ihrer Schüler, der lieben, wisden, zu erziehenden Jugend, so sehr von nöten waren. Es war ihr Beispiel, das die Frauen stärkte und zur Nacheiserung mitriß — nicht das Beispiel der resp. Bäter und Ehegatten.

Und als dann die Zeit der Kreuzzüge kam, welche die damaligen Hauptländer Europas vor innerer Zerfleischung bewahrten und ihnen eine der relativ längsten Epochen in-

neren Friedens verschafften, welche Aufgaben fielen da nicht ben baheimbleibenden Frauen zu! Bom Bestellen des Felbes bis zu den höchsten Staatsgeschäften, den Verwaltungsarbeiten und der Oekonomie lag ihnen das meiste ob.

In feiner späteren Zeit hat fich ber Gegensat zwischen bem Drang ber Frauen nach Gefittung und Rultur und bem Beharren ber Männer bei einer nur möglichft leicht zu mil= bernden Barbarei so beutlich gezeigt. Erft als die Geiftlichfeit gegen Ende bes Mittelalters, nach ber großen Reorgani= fation, die ihr Gregor VII. gegeben, zu verfallen anfing und geistliche Pfründen in ausgedehntem Grade Versorgungs= anftalten wurden, als die große Rulturarbeit ber Rlöfter ins Stoden geriet, da verfielen auch die Frauen. Die großen Perfonlichkeiten verschwanden, ber Blick wurde enger, das Bergnügen am Kleinen trat in den Bordergrund, der Taumel bes Wohllebens und Genusses riß fie noch weiter als die Männer fort. Sie wurden Müßiggängerinnen. Und das fann das Weib - so seltsam es klingen mag, und soviel Widerspruch ich vielleicht babei finden werde - viel weniger ertragen als ber Mann.

Bon vielen Seiten wird als Einwendung gegen diese Lichtseiten vorgebracht: das Mittelalter war zugleich das Zeitalter einer Astese, wie die Welt sie seitdem nicht wieder gesehen hat. Das ift wahr, man hat eine solche Astese wie bamals nicht mehr wiedergesehen. Alle spätere erscheint bagegen matt und man möchte jagen besonnen; benn es fehlt ihr ein Element, das in den fühleren Menschen einer späteren Beit gleichsam nur noch gebunden vorhanden war - jene poefieburchbrungene Intenfität, die alles burchglühte und in letter Sand alles in Benug umiduf. Wir hören, daß die Märtyrer in den Augenblicken der höchsten Qualen diese als Genuß empfanden. Diefer Genuß war jener bochfte Selbstgenuß ber inneren Befreiung von allen bedrückenben Banden, wie fie in der Gebundenheit des Meisches jo überaus gablreich und schmerzbereitend enthalten find. Der Rörper war nicht überwunden, aber er war so eins mit der Seele geworben, jo von der Seele durchdrungen, daß Rörper und Seele ausammen fich bereits als jenen verflärten Leib em= pfanden, als welcher die irdische Geftalt auferstehen foll. Das intenfivste Ichgefühl, die höchste Energie ber Lebensthätigfeiten ift auch ber bochfte Genug. Und jener Moment bes höchsten Selbstempfindens ift auch der Moment ber äußerften Gottenabe und diefer jubelvolle Genug, von dem Frang von Affifi die äußeren Zeichen trug, war in jenen Beiten bes glühenden Empfindens und der lebendigen Borstellungsfraft aufs äußerfte begehrt. Die beilige Elisabeth ift gang erfüllt von biefer gelebten und weiblichen Boefie. Die meisten und besonders die protestantischen Beichicht= schreiber haben eine gang faliche Auffaffung von ihrer Astefe. Die beilige Elisabeth mar eine Inbrunftige in allem, als Beterin, als Gattin, als Wohlthäterin. Diefelbe Liebe, rot wie das Blut und der Wein, glübte in allem, was fie that und durchglühte alles mit jener wohlthätigen Wärme, beren alles Leben bedarf. Wenn fie einen Ausfätigen in das Chebett legte, so glaubte fie damit dem Landgrafen das Befte zu erweisen, was sie erweisen konnte. Denn dieser Ausfähige mar nicht ein widerwärtiger und faulender Rranfer, er wurde in ihrem Borftellungsleben ber Berr Chriftus selbst, den fie betten durfte und dem fie den besten Plat gab, den fie hatte. Und der Landgraf faßte es felbst auch fo auf. "Nächft Gott," sagte fie felbft, "war ihr ber Landgraf bas Liebste auf biejer Welt." Er mußte auch ihre Sand halten, wenn sie Nachts neben dem Bette betete. Nur von felbst zur Gebetsstunde zu erwachen, traute fie fich nicht zu. Darum mußte die Magd fie beim Ruß gieben, um fie gu wecken. Da konnte es benn vorkommen, daß die Maad fich amischen ben Füßen nicht ausfannte und statt ihrer ben Landgrafen beim Sug faßte und wedte. Er und fie maren ein junges Baar voll junger Liebe und es war ber Ueberfluß, ber über bas Irbische hinausging, ben sie jede Nacht im Gebet bem himmel barbrachte. Ihr war die überirdische Welt so gegenwärtig und lebendig, so vertraut und immer

anwesend, daß sich alles Irdische damit durchdrang und jene ganz in dieser enthalten und beide beständig in einander answesend waren. Und ganz natürlich starb für sie die ganze irdische Welt, als ihr der geliebte Gatte so jung auf dem Kreuzzug starb. "Tot ist nun für mich die Welt und ihre Freude", rief sie aus, da ihr die Nachricht gebracht wurde. Und sie verharrte lange ohne Thränen und Ausbrüche des Iammers in jener inneren Erstarrung, in der sich alle Fähigsteiten versagen und aus der die großen Umschläge hervorgehen. Fortan war sie nur noch von einem Wunsch ersfüllt, diese kaltgewordene Erde, von der sich alle ihre Sinne abgewandt hatten, zu verlassen und in die Heime geglüht hatte.

Gine andere, sast heilige Frau aus berselben Zeit, aber aus anderem Stoffe als dem der unschuldsvollen jugendlichen Weiblichseit der Elijabeth, war Blanca von Castilien, Ludwig des Heiligen srühverwittwete Mutter, die mit der unsüberwindlichen Zähigkeit und Umsicht des Weibes und der Mutter Thron und Leben ihres Sohnes gegen die Anfälle und Nachstellungen der französischen Großen verteidigte und behauptete in einem Jahrzehnte langen ununterbrochenen Kampse Schritt um Schritt. Das Leben dieser Frauen war voll unendlicher Schreden, Gemüthsbewegungen und Gesahren.

Man haßte fie wegen ihrer Frömmigkeit und wohl mehr noch wegen ihrer, bem Empfinden ber Zeit vorauseilenden Ber = feinerung. Elijabeths Tante, Gertrud, murbe aus Deut= schenhaß von den Ungarn erschlagen. Ihre Verwandte, die beilige Bedwig, hatte jene unbegrenzte Berrichaft über ihren Mann, daß fie ihn in späteren Johren zum Verzicht auf bas Gattenrecht bewog, — doch unter der Voraussetzung der Reuschheitsbeobachtung für beide Theile. Das war in jener Zeit und unter den halbwilden Bolen feine Rleinigkeit und forderte vom Mann in der Auffaffung feiner Burbe und jeines Rechts eine größere Selbstüberwindung als von der durch viele Geburten überangeftrengten und gealterten Frau. Und er liebte sie, wie der Landgraf seine Elisabeth. - trokbem daß beibe feine bequemen Frauen waren. Denn mehr als durch die sinnliche Verführung werden starke und tüchtige Männer durch jene Glut der Seele verführt, in der die Sinne mit zu Glut und Seele merben.

Es tommt darauf an, vor welche Aufgaben das Weib gestellt wird. Nie hat es höhere und aus höheren Gesichtspunkten zu lösen gehabt als in jener Zeit, die man "die dunkse" genannt hat. Nie hat es so außerordentliche Fähigsteten und so unbegrenzte Entwickelungsmöglichkeiten gezeigt wie in jener Kultur= nud Zähmungsarbeit, da es doch eben

erst seit ein paar Jahrhunderten der Barbarei entronnen war. Wenn es jetzt nicht weiter kommt und in armseligen Bersuchen zur Selbstbethätigung steden bleibt, so kann das nicht an ihm allein liegen.



#### IV.

Der Weg an's Ende.



nen mit dem Stil und Ton aus der Zeit des sechzehnten und siedzehnten Jahrhunderts begegnen. Ich sage das nicht, um ihnen ein Kompliment zu machen; ich meine es nicht eigentlich als Kompliment. Als Hauptmann und Genossen, überhaupt der Naturalismus, vor zehn Jahren auftauchten, erinnerten sie z. B. recht start in Sprache und Alluren an den "Simplizissimus" von Grimmelshausen; auch ihre Frische war dieselbe Art von Frische und ihr Geist war derselbe Geist und sie lieserten ganz ähnliche documents humains, wie diese sich so zahlreich und von so eigentümlicher Beschaffenheit in jenem Buche aus der Zeit der dreißigjährigen Kriegsverwilderung sinden.

Später wurden ja dann die Betreffenden viel höfischer und manierlicher, wofür der Lohn nicht ausblieb; es war dieselbe Wandlung, die ja auch die schlesische Dichterschule durchmachte, bis ihr der rechte achtungswerte Zopf gewachsen war.

Auch wenn man einige ber bervorragenoften Streitschriften jener Zeit lieft, tann man gang vergeffen, daß ingwischen fast vierbundert Jahre voll "eminenten" Fortschrittes verfloffen sind. Man möchte glauben, sie seien erst gestern, statt in der Zeit der Renaissance und des Humanismus geschrieben: dieselbe laute Sprache, dasselbe anfallsweise Vorgeben, Dieselbe Tattif und sogar dieselben Argumente, wie beutzutage. Und man fängt an, barüber zu melancholifieren, wie wenig sich doch eigentlich auf dieser Erde verändert, mit welcher schönen Regelmäßigkeit dieselben Erscheinungen alle paarhundert oder paartaufend Jahre wiederkehren, und wie berrlich weit es ber menschliche Geift gebracht hat, sich in die Runde um sich selbst zu dreben, wie die jungen Raten um ihren Schwang. Und gang von felbst steht einem bann Dürer's Bild "Melancholia" vor Augen, und man fragt sich, was sich wohl eigentlich Dürer dabei gedacht hat, als er Diesen massiben Mannstörper, der da mit ausgespreigten Beinen, den Ropf auf die Fauft gestütt, basitt, in ein Frauenzimmergewand stedte und mit allerhand Attributen bes Bisfens, resp. der Forschung umgab? Es tann ihm ja nicht nabegelegen haben, die erfte Emanzipierte foldermaßen zu verfinnbildlichen; das, was ihm in beklommenem Bergen lag darzustellen, war sichtbar die ausweglose Grübelei, - die Bergrübelung. Für mich hat das Bild immer einen fomiichen Beitlang gehabt : Diefe Landstnechtsgeftalt als Grübler. Hertules, ber "spinnt", aber nicht am Rocen ber Omphale! Ich hab mich immer gefragt: warum hat ber gute Durer fich in diesem hochberühmten Bilbe fo vergriffen? ober ift er vielleicht beswegen so hochberühmt geworden? — Warum foll hertules benten? Wie fann hertules benten? Sind Die Athleten überhaupt von den Göttern dafür beftimmt und ausgestattet, zu benten? Ift nicht dies Bild vielleicht ein Ausbrud von Durer's eigener Melancholie, nachdem er sich in eine Sacgasse verirrt, aus der er sich nicht wieder herausfinden konnte? Sagt es nicht einfach in seiner allegorifierenden und antifisierenden humanistischen Gelehrtheit: wie sollen wir mit unserer ungenügenden Beiftigfeit und übermächtigen Fleischlichkeit die Rätsel des Weltalls löfen tönnen, an denen herumzuknabbern wir nun einige Sabr= hunderte verdammt fein werden.

Das war die neue Zeit, die anbrach.

Als Pendant dazu steht jene andere berühmte Radierung: Ritter, Tod und Teusel. Das war die alte Zeit; hier war keine Spur von humanistischer Gelehrsamkeit und antikisierens dem Symbolismus. Dies war das Leben schlecht und recht, wie es jeder lebt: der zum Kampf gerüstete Reitersmann mit dem sesten, geschlossen, kühnen Profil, das man noch bei oberbaherischen Bauern trifft, auf dem einsamen Weg in dem

bunklen Holz, auf dem schnaubenden Roß, mit dem geängsitigten Hund: die Tiere wittern die Nähe der Gesahr und reagieren darauf jedes in seiner Weise. Neben ihm reitet auf einer Schindmähre König Tod mit dem Stundenglase und sucht ihm wie ein Jude was auszuschwaßen; hinter ihm trabt als wilder Eber der Teusel. Aber der Reiter würdigt sie keines Blicks. Seine Miene sagt: Ich grüble nicht, das hab' ich gar nicht nötig. Ich weiß, was ich weiß. Macht euch nicht lächerlich!

Und hierbei fällt mir der Gegensatz zwischen der Zeit vor der sogenannten Renaissance und nach ihr ein, — der Gegensatz in der Auffassung des Bösen. Das ganze Mittelatter betrachtete den Teufel als eine im Grunde komische Figur; er arbeitete sich immer unnütz ab und half schließlich doch nur am Reiche Gottes mitbauen. Selbständig wurde er erst nach der Renaissance; er stieg seitdem in der Achtung der Mensichen und wurde ein großer und mächtiger Herr, an den man sich verkauste wie an einen Fürsten. Er bekam seinen Harem von Hezen, wie die Fürsten ihre Maitressen und verkaufte wie an einen Fürsten. Er bekam seinen Harem von Hezen, wie die Fürsten ihre Maitressen und verkaufte dem Geiste der Klarheit, der das Böse als Erkenntnis will, avanzeierte. Wir fönnen diese durchgehende Kette versolgen, dis wir in unserem Jahrhundert der bürgersichen Heuchelei das Phänomen der Teuselswäsche resp. der Mohrenwäsche sinden,

b. h. das Böse in Gut zu verwandeln. Es gibt seit vielen Jahrzehnken eine ganze historische Waschanstalt, in der Tiberius, Caligula, Nero, Lucretia Borgia und andere uns nähersstehende historische Personen zu großen und guten Seelen gereinigt werden. Überhaupt konstituierte sich das Böse besonders in der Dichtung in Permanenz. Das Böse wurde das Gescheidte, und das Gute das Dumme. Am präzisesten hat das der schwedische Dichter Almquist, der selbst "kein Guter" war, mit den Worten ausgedrückt:

"Warum ist der Böse Kug, Warum ist der Gute dumm, Warum ist alles ein Lumpen?"

Ja, — darum! wie soll benn alles anders als ein Geslump sein, wenn der Bose der Gescheidte und der Gute der Einfältige ist?

Und darin liegt der ganze Gegensatz zwischen dem Geiste des Mittelalters und dem Geiste der sogenannten Neuzeit, die mit dem Humanismus kam, d. h. die den Geist des Heidenstums, in dem allerdings das Bose das Sieghafte war, neu besehte.

Für die Charakteristik jener Brechungszeit sind Dürer und Kranach sehr ergiebig. Letterer schildert schon mit großem Intercsse und großem Beobachtungssinn die individuell Bösen, während die Guten als Individuen bei ihm verschwinden und Markolm, die Frauen i. d. soc. Bewegung.

nur noch eine typische, sanfte und antikisterend regelmäßige Maske erhalten. Dürer geht nicht so weit. Er bleibt bei ber Skepsis stehen.

Belch ein Ausbruck von Desillustoniertheit und steptischer Ermüdung liegt nicht in den hagern, harten Gesichtern jener beiden geharnischten Rausherren, die die Münchener alte Pinakothek besitzt. Diese beiden schlanken, rittermäßigen Männer sind lauter Knochen, Sehnen und Selbstdewußtsein, gehärtet auf langen, gesahrvollen Reisen und in kühnen, weitschauenden Handelsgeschäften, — die Ahnherren des gegenwärtigen internationalen Kapitalismus — aber ihr kalter und trüber Blick sagt: wozu das alles? Sie besitzen die ganze Vildung und Verseinerung ihrer Zeit, sie sind noch nicht jene stumpssinnig ausgeblasenen Richter und jene Hauptleute mit den bestialischen Verbrecherphysiognomien, die Kranach eine wahre Freude sand mit seiner ganzen realistischen Kraft zu malen; aber sie wandern doch mit diesen dieselbe Straße, es gibt keine andere mehr für sie.

Und wie hat sich der Frauenthpus in derselben Zeit verändert! Man malte das Weib früher nicht nacht; aber wie abschreckend häßlich sind die nachten Frauenkörper, die Dürer nach der Natur studierte, — verkümmerte, erschlaffte Körper von ewig in den Häusern und engen Straßen eingeschlossenen Bürgerstöchtern. Und ob es nun eine Eva, ob es eine Maria, ob es eine Lucretia ift, — das Modell bleibt immer basselbe, und immer hat es dieselben wasserblauen, harten, bösen Augen einer gewohnheitsmäßigen Zänkerin. Kranach verzichtet in der Schilderung des Weibes, wo er sie nicht als dick Matrone, keisende Alte und schnatternde Ente darstellt, auf jeden Ausdruck, — er gibt nur noch die glatte und glanzige, regelmäßig hübsche Oberstäche, wie man sie heute noch in den illustrierten Modezeitungen trifft.

Die Auffassung vom Weibe, der Blick auf das Weibsscheint sich damals mit einem Schlage geändert zu haben. Oder hatte das Weib selbst sich mit einem Schlage geändert? Wir finden mit Erstaunen in den älteren Frauenbildern der Kölnischen Meister z. B. eine ganz individuell aufgesaßte zarte weibliche Lieblichkeit, — eine Beseeltheit und Innigseit, zugleich eine Delikatesse der Farbe, die von keiner späteren Zeit übertroffen worden und die beide von einer zweisachen Verseinerung zeugen, von der Verseinerung des gemalten Gegenstandes und von der Verseinerung des Malers.

Beibes ist später in der gleichen Zartheit und Beseeltheit nicht mehr wiedergekehrt, — beides war Zeugnis einer Rulturhohe, die also nicht wieder erreicht worden ift.

Auch in den Briefen der Charitas Pirtheimer aus jener Beit findet man noch den alten Geist der heiteren Genügsamkeit, jene Berfeinerung des Empfindens, die Beobachtung

ber Nuancen und die Fähigkeit, sie wiederzugeben, die dem seelischen Selbststudium des Mittelalters entstammen; aber je größer der Charitas' Gelehrtheit wird, destomehr tritt auch schon an Stelle des concisen lateinischen Ausdrucks die Flosefelhaftigkeit und Gespreiztheit der griechischen Rhetorik, — jener selben emphatischen Rhetorik, die mit der Revolution und dem Liberalismus wieder auserstand und herrschend wurde, ebenso wie die Götter Griechenlands, für die die Humanisten sich begeisterten, durch Goethe und Schiller wieder ihren Einzug in die deutsche Literatur hielten und von ihnen als "heiterer Gegensah" zum Christentum besungen wurden.

Und gleichzeitig mit diesen Erscheinungen finden wir auch die Spottgedichte und Spottbilder auf das Weib: sie läßt den Mann auf allen Vieren friechen und reitet auf ihm als freche Megäre, oder sie richtet sich, auf dem Chebruch mit einem Tiermenschen ertappt, hochmütig und heraussordernd auf mit der Frage im harten Blick: kann ich nicht thun, was ich will?

In solchen kleinen Anfängen sind die Keime der Frauensemanzipation zu suchen, wenn es auch noch gute Weile hatte und einige Jahrhunderte währte, ehe die Berhältnisse auf den Punkt geraten waren, daß sie hervortreten und um sich greissen konnte. Aber auch ihre andere und stärker betonte Seite zeigte sich schon damals: die gelehrte Frau tritt auf, es gibt

Ľ

,

bereits por Studenten bogierende Frauen an einigen italieniichen Universitäten, es gibt eine Menge Obendichterinnen und Nachahmerinnen humanistischer Rhetorik, sogar in den Reli= gionsftreit mischte sich eine gelehrte Deutsche und wurde von Luther grob abgewehrt. Und gang ebenso wie jest kann man ben 3med und den Nuten dieses Auftretens der Frauen nicht einsehen, es entspringt weder für sie noch für andere etwas baraus, bas brauchbar und dauerhaft mare. - es ift Nachahmerei bes Gebahrens ber Männer. Auch die Rönigin Gli= fabeth von England, die nicht heiraten wollte und auf ihre Belehrsamkeit höchst eingebildet mar, sich zum Kirchenhaupt machte und sich mit den Verdiensten ihrer Minister wie mit falichen Haaren und Rähnen ausstaffierte, war ber Bollbluttypus einer Emanzipierten und bezeichnete damit schon ben Boben, aus dem die ganze moderne Frauenbewegung ent= fpringen follte.

Was geschah nun eigentlich damals, daß wir im Geiste der Menschen jenen entscheidenden und fast plötzlichen Umsichwung eintreten sehen? ein Umschwung, der nach dem dreißigzjährigen Kriege in Erschöpfung auszurollen oder eine rücksläusige Bewegung, deren Kulturdenknäler uns noch überall umstehen, anzutreten schien, sich in der französischen Revolution aber ganz ebenso plötzlich, mit ganz derselben Anlehnung an das römische und griechische Heiden- und Rhetorentum,

wieder hervorstürzte, ein ganzes Jahrhundert wirtschaftlich und geistig prägte, in Schiller's Rhetorik, in Goethe's Alassizität sichtbar gipselte, eine Sturmslut von rechthaberischer Literatur, gerade wie um die Zeit der Reformation, hervorbrachte und jett wieder und anscheinend bedeutend deutlicher alle Rennzeichen von Ermattung und Erschöpfung verrät.

Die Rultur des Mittelalters mar ein beitlich gewesen. Sie hatte Bölfer und Stämme und Individuen von fehr verichiedener Aufnahmefähigfeit und fehr verschiedener Durch= brungenheit ober Durchdringbarteit vom Christentum gusammengefaßt und zusammengehalten, und badurch jene außer= orbentliche Sobe ber Verfeinerung ber Beften erreicht, neben und unter ber eine gefährliche Wildheit und Barbarei lagerte, die noch weiterer Jahrhunderte gur Bahmung bedurfte. Der humanismus brachte die ersten unorganischen Elemente in diese Einheit und fümmerte fich auch nicht um das Organische. Er trug aus ber an fich felbst zu Grunde gegangenen Briechen= und Römerwelt Spreng= und Auflösungsftoffe berbei, so viel er konnte, und freute sich ihrer zersetenden Wirkung. Freude an ber gerfegenben Wirtung haben wir feitdem ben Beift ber Jahrhunderte beherrichen feben. Sie berricht noch. Die Kirche hatte aus bem Beifte, aus bem fie bervorging, jene Fähigkeit empfangen, einen lebendigen Organismus zu schaffen in übernatürlichem und natürlichem Sinne,

in der Ordnung der Berhältniffe der Menschen unter einander und in der Ordnung derselben mit der überfinnlichen Welt. Diese Verhältniffe ließen fich desorganifieren, aber fie ließen fich außer ihr weber in einer Weltanschauung, noch in einem wirtschaftlichen System wieder aufbauen. Die ungeheuere Erfahrungsmenge, die der Menschheit in den letten Jahrhunberten zugeflossen, wird boch schließlich ber Rirche wieder zu gute tommen. Ginen größeren Ausbrud ber Desorganifierung, - einen Ausbruck, ber in seinen Phasen und feinen schrecklichen inneren Rämpfen zugleich etwas Rührendes hat - hat die Welt taum früher gesehen, als jest in Nietsiche's Philosophie. Nachdem über ein Jahrhundert lang mit Gut und Bose praktisch und theoretisch Fangball gespielt, das Bose als gut, das Gute als boje angesprochen und ausgegeben worden, find wir in diesem Berzweifler in Heldenpositur beim "Jenseits von Gut und Bose" angelangt. Der Weg war intereffant und lehrreich. Aber er ift zu Ende.

48/4

ţ

# v. Aus Roth oder sülle?



### ම්රම්වේදීම් මේදීම් මේදීම්

as Rennzeichen dieses Jahrhundertschluffes ift für die 🛪 Frau ein ganz besonders prägnantes und läßt an Deutlichkeit nichts zu munichen übrig. Es beift : "Berforge bich felbft. Stelle bich fo, bag bu auf bich felbft angewiesen bift, bann kannft bu machen, mas du willst: bich verheirathen, ober dich nicht verheirathen, glücklich ober un= glüdlich werden; überhaupt etwas werden, ober nichts werden, - das geht dann Niemand an als dich. Nur ergreife bei Beiten einen Beruf, damit du keine Sorge haft, ober beinen Angehörigen feine Sorge machft. Sie thun icon genug. und thun fich manchmal schon zuviel, - wenn fie die Mittel zu beiner gründlichen Ausbildung in einem bestimmten Fache aufbringen. — sei bies Rach nun Röchin, ober Lehrerin, Rindergartnerin, oder Aerztin, oder Buchhalterin, oder irgend eins von gehn anderen Fächern. Du haft bein Fach, bu kannft etwas ganz Beftimmtes, und je gründlicher bu bas kannst, besto beffer wird es bir geben. Bunktum."

Und das glauben die armen Dinger und das glauben Die zuweilen noch ärmeren Eltern und icharren und ichaben. damit die nöthigen Mittel zu der mehr oder weniger toft= spieligen Ausbildung aufgebracht werben. Und je beffer bas Mädchen begabt ift, defto koftspieliger ift ihre Ausbildung, und wenn fie bann endlich in ihr Fach übergeben will, bann ift gerade in dem Fach mehr Angebot als Nachfrage. von ihrer Schwester ober Base erfährt sie jum Troft, daß auch in dem Fach, worin diese sich ausgebildet hat, mehr Angebot als Nachfrage ist. Und nun muffen fie beide es icon als ein Blud betrachten, wenn fie überhaupt nur einen Blat erhalten, - fei es auch "vorläufig" ohne Lohn, ober für einen Hungerlohn. Denn zu zehren haben fie von nichts; ihr kleines Erbtheil ift eben für die Ausbildung hingegangen und die Eltern wollen fie nicht mehr "füttern", es ift schon genug, wenn fie fie allenfalls zu Saufe ichlafen laffen.

Und nun beginnt der Kampf ums Dasein mit der Concurrenz.

Und was kann nun so ein "ausgebildetes" junges Mädchen? Es kann sein Fach! Aber dabei sind die hundert anderen Dinge versäumt worden und mußten versäumt werden, die sonst zur Ausbildung eines Mädchens gehörten — und einfach immer dazu gehören werden. Wessen die Frau bedarf — das ist die Vielseitigkeit. Und die Viels

seitigkeit ift Umsicht. Sie muß alles Mögliche können. Sie muß eine geschickte Hand und einen sicheren Blick für alles Mögliche haben, aus allen möglichen Kleinigkeiten Rugen ziehen können, sich in allen möglichen Dingen eintheilen können. Darauf beruht die Sparsamkeit; und die Sparsamkeit ist faktisch das einzige Mittel, um sich in vielen Fällen einigermaßen die unverschuldete Berarmung ferns und den guten Muth aufrechterhalten zu können, der mehr alsein bestimmtes Fach eine Garantie dafür ist, daß es wieder besser gehen wird.

Aber, wie gesagt: eine Menge älterer und jüngerer Mädchen müssen selbstständig werden und eine andere, nicht kleinere Anzahl älterer und jüngerer Mädchen wollen selbstständig werden, ohne dazu durch die äußeren Umstände gezwungen zu sein. Beiden Teilen ist eines gemeinsam: die Unlust, zu Hause zu sitzen. Man sagt, diese Unlust sei die Volge einer wirtschaftlichen Zwangslage. Ich glaube dasnicht ganz. Härtere wirtschaftliche Zwangslagen, als z. B. auf den dreißigjährigen Krieg und die Napoleonischen Kriege solgten, hat es doch kaum gegeben, und dennoch blieben die Töchter damals einsach zu Hause in ihren verarmten Familien, falls sie nicht zu einer oft gleich gedrückten Existenzwegverheiratet wurden. Anderseits wird jest zur Selbstständigmachung der Frauen stark agitiert, und dabei lassen

ì

sich als Triebseder nicht selten ganz bestimmte kapitalistische Interessen wahrnehmen. Die Arbeit der Frau wird in allen Berusen, die sich ihr erschließen, immer billiger zu haben sein, als die des Mannes, schon deswegen, da der Mann, ob verheiratet oder unverheiratet, unter der Boraussehung Familienerhalter zu sein, arbeitet, während diese Boraussehung für die erwerbende Frau sedenfalls nicht in Anschlag kommt, wenn sie auch sattisch ost vorhanden ist. In alle die Beruse, in welchen der Mann unzulänglich bezahlt und demzusolge gezwungen ist, unverheiratet zu bleiben, werden sicher mit der Zeit immer größere Mengen von Frauen übergehen, wosern sie nicht schon durch Natur und Ueberlieserung allzusehr ausgeschlossen sind, wie beim Militärbienst, attiven Eisenbahndienst, in der Marine u. dergl.

Für diese Strömung ist England das Vorbild; sie ist aus den dortigen Berhältnissen hervorgegangen und breitet sich gleichzeitig mit dem Vordringen des englischen Einslusses und der englisch-internationalen kapitalistischen Gesichtspunkte aus. Sie war bedeutend früher als bei uns in den skandinavischen Ländern und Rußland vorhanden und griff in Deutschland eigentlich erst in den letzten Jahren in den bürgerlichen Areisen um sich. In England entsprang sie aus einer ganz bestimmten und notwendigen Voraussetzung — daraus, daß England ein Kolonialland ist. Als solches ist

es gezwungen, eine febr große Anzahl feiner tüchtigsten und lebensfräftigften jungen Männer feinen Rolonien abzugeben. Diese jungen Männer bleiben allerdings jum großen Teil in Berührung mit bem Beimatlande, aber nur ein fehr kleiner Teil von ihnen heiratet, ober heiratet Tochter bes Mutterlandes. Daraus mußte natürlich nach und nach ein starkes Heberwiegen des weiblichen Elements in England hervorgeben, bas fcblieflich barauf angewiesen war, sich felbst zu ernähren, zu beschüten, zu amusieren, vorwärts zu bringen, jo aut es fonnte. Dag babei die speziell weiblichen inneren und äußeren Rennzeichen und Eigenschaften nicht besonders gepflegt werden konnten, ist ja deutlich, und das Wort vom "britten Geschlecht", das weder Mann noch Weib ift, hat fich längst ausgebreitet. Eine Eigenschaft aber behalt bie Frau immer übrig, wie sehr sie sich auch sonst verwandelt bas ift bie Abhangigfeit.

Wenn man sich durch den äußeren Schein nicht täuschen läßt, wird man immer sinden, daß die selbständigsten Frauen eigentlich die Shefrauen sind. Die Familie ist ein kleines Reich, dessen wirklicher Beherrscher die Hausfrau ist. Lon dem Hausherrn kann man meist sagen wie von dem Könige: "il regne, mais il ne gouverne pas." Aber es giebt Frauen, die den Preis dieser Selbständigkeit nicht mehr zahlen wollen; und nicht mehr wollen beißt oft, auch nicht mehr

können. In unserer Zeit der gequälten Nerven und überangestrengten Kräfte ist auch auf der Spindelseite das von den Eltern hinterlassene physische Erbe oft gering und jener Instinct überwiegt, der rät, es ganz für sich allein zusammenzuhalten.

Die Unabhängigkeit ber Frau und Mutter kommt nur baburch zu ftande, bag ber Mann die Abhängigkeit ber äußeren Lebensbeziehungen auf fich nimmt, die Abbangigkeit von Blat, Stellung, Beruf, die ihm oft gar nicht gut befommt. Diese Abhängigkeit nun hat auch die erwerbende Frau auf sich zu nehmen: ob sie als Arbeiterin in die Fabrik geht, ob fie als Ladnerin im Geschäft steht, ob fie als Buchhalterin und Raffiererin, als Lehrerin ober Aerztin ober Zahn= technikerin, als Malerin ober Schriftstellerin thätig ist - fie ift immer von ihren Auftraggebern abhängig, muß fich ihren Blat, also beren Gewogenheit, zu erhalten suchen und hat bazu in der Regel keine anderen Mittel als - Fügsamkeit. Je stärker aber die Konkurrenz wird, die sich die Frauen unter einander machen, desto mehr Fügsamteit wird von ihnen verlangt werden, und zu besto größerer Fügsamkeit werden fie willig sein, schon weil sie eine bedeutend geringere Fähigfeit haben, sich zu organisieren und zusammenzuhalten als die Männer. Das beruht nicht allein auf Ungeschultheit und mangelnder Entwickelung; der Mangel an Zusammenhalten unter einander liegt - gang im Gegensatz zur Disposition des Mannes — im Wesen der weiblichen Natur, das auf eine ganz andere Art Zusammenhalten, das mit der Familie, angelegt ist. Und die Natur läßt sich nun einmal nicht spotten.

Schließlich aber ift die Wahl eines Berufes ein Mittel und nicht ein Zweck. Man spricht in unserer Zeit sehr viel von der hingabe an einen Beruf und thut, als ob das den ganzen Menschen mit Beschlag belegen könnte. Das ist doch eine Sache, die ihre zwei Seiten hat. Bon der einen sucht man dadurch eine Art Zwangsvorstellung auszubreiten, als ob es bas Schönfte für einen Menschen sei, gang in seinen Blat und Erwerb aufzugehen, mas freilich den meisten Arbeit= gebern sehr willkommen wäre. Von der anderen wird damit eine gang bedeutende Beuchelei getrieben. Die Männer in ihrer größeren Berufsgewohnheit und Belaffenheit laffen diefe ichonen Worte - Worte fein. Auch der Tüchtigfte und Arbeitsluftigfte wird in seinen Berufspflichten nicht den Zweck seines Daseins seben. Anders ift es mit der Frau, die auf diesem Gebiet noch Neuling ift. Die Frauen mit ihrer größeren Erregbarfeit und Reigung zu Ertremen zerfallen gern in zwei Gruppen: in die, die überhaupt faul sind und andere für sich ar= beiten lassen, und in solche, die sich über das Mag ihrer Rrafte anstrengen. Diese letteren find meift in bem Grabe bescheiden in ihren Forderungen, wie sie verschwenderisch mit Marholm, bie Frauen i. b. foc. Bewegung. 5

ihrer Kraft sind, und ihnen wird, zu welcher Klasse sie auch gehören, die Arbeit leicht zum alles verschlingenden Lebenszweck, sowie sie selbst zum Gegenstand der Ausnutzung werden.

Aber die Arbeit ift nie Lebenszweck. Selbst die höchste Form der Arbeit, die schöpferische Inspiration, ist es nicht. In ihr wird der Menja aus sich heraus entrückt und das Werkzeug eines höheren Antriebes, der aus ihm redet und ihn fich selber zuruckgiebt, wenn die begnadeten Augenblicke porbei find. Dieser Zustand buldet keine Unterordnung unter anbere Rücksichten und Zwecke, denn er ist selbst die Unterord= nung unter die höchsten Rudfichten und 3wede. Die Frauen, die diesen Zustand kannten - der ohne große Entsagungen und Läuterungen nicht zu erreichen ist - bat die Rirche mehr= fach unter die heiligen versett, und die h. Therese ist wohl. auch literarisch, eines ber lebendigften Beispiele bafür. einen kleinen Funken jenes großen Feuers haben viele Frauen. und von diesen vielen die meiften in der erften Jugend. Und Dieser felbe beilige Funte ift es, der viele Frauen einem Beruf. d. h. bem Selbständigkeitsbrange, gutreibt.

Wir bemerken in der Welt jetzt zwei ganz entschiedene Strömungen — so entschieden, wie sie selten und nur in großen Zeitabständen hervortreten — und sie werden beide auf ihre äußerste Spitze gehen. Die eine ist die: alles unter

materiellen Gesichtsbunften und zu materiellen 3meden aufzufassen. Auch sie, wie die Frauenbewegung, bat ihren deutlichen Ursprung in England, und fie predigt die Arbeit und ben Erwerb mit ihren äußersten Folgen: ber Beriflavung unter Arbeit und Erwerb. Aber diesem immer ungestümer werdenden Drange der materiellen Ausnutzung aller Güter der Erde in fürzester Frist flutet eine andere Strömung entgegen, die gang individualiftisch ift und auf ein gesteigertes Sichielbstempfinden. Sichselbstleben, Sichselbstdurchseken hindrangt. Diese Strömung, nicht nur für einzelne Bevorzugte und Begabte, fonbern für alle, für ben Arbeiter, für ben Stlaven, für bas Weib und das Rind, für die Aleinen im Geifte und im Leben brachte querft bas Chriftentum in Dic Welt, und fie muß jedesmal wieder — wo fie nicht Deckmantel für aufftrebende matericlle Rlaffenintereffen ift, wie in der frangösi= schen Revolution — diese selbe Richtung einschlagen.

Bum erstenmal aber sehen wir es in der Geschichte, daß das Weib zwischen diese beiden Strömungen gestellt und von beiden umworben wird. Das zeigt, welch eine ungeheuere Veränderung in der Auffassung von der Bedeutung der Frau vorgegangen ist. Die materialistische Strömung weiß, daß sie sich in zweisacher hinsicht nicht behaupten kann, wenn es ihr nicht gelingt, den Einsluß und die Arbeitsfrast des Weisbes in ihren Dienst zu stellen. Ihr entgegen slutet eine

ftarte individualiftische Strömung unter den Frauen, und was fie will, ift Bethätigung. Die Frau fängt icharenweise an, die bisherige gewohnteste Frauenarbeit, die Sand= arbeit, zu verlaffen. Die Maschinen find nur ein Teil bes Grundes bafür. Auch die gahllofen funftvollen oder geschmad= losen Handarbeiten, über benen noch unsere Mütter in ihrer Jugend und unsere unverheirateten Tanten tage= und wochen= lang, jahraus jahrein gebeugt figen tonnten, hören auf, - ju= gleich mit ihnen die Einschläferung bes Beiftes, die aus dieser Art Beschäftigung folgt. Die jetige weibliche Jugend will nicht mehr fiten, fie will fich bewegen. Der zunehmende Mangel ber Beiratsmöglichkeiten für die Männer brängt auch eine Menge ber tuchtigften und lebensfähigften Frauen aus ihrem natürlichen Berufe hinaus. Eine große Anzahl von ihnen fängt früh an, mit diesem Umstande zu rechnen. Aller= bings wird auch eine immer größere Anzahl Berufsfrauen fich später mit Männern gleichen Berufes verehelichen, wie es jett schon oft bei Aerzten, Malern u. f. w. vorkommt. Daburch werden gang neue Interessen= und Lebensgemeinschaften geschaffen, die nicht mehr einer Notlage, sondern einem ausam= mengelegten Besitz entspringen. Schließlich find alle tüchtigen Frauen im ftande, das nötige Haushalts= und Nähwert zu verrichten, ohne ein Viertel ihres Lebens in Ruche und Nahgimmer verbracht zu haben. Und bei gunehmenden Bethäti=

gungsmöglichkeiten werden auch immer zahlreichere Frauen einsehen, woran es jest noch sehr mangelt: daß man sie von der Seite, wo die Frauenbewegung insceniert wurde, als Mittel zum Zweck betrachten möchte, und werden die Sache umkehren und den Zweck zum Mittel machen. Das freilich ist eine Sache des Zusammenschlusses und Zusammenhaltes, gegen den sich das Wesen der Frau immer auslehnt, außer in einer Form, jener, die nicht einem Notstande, sondern einer Fülle entsspringt und nicht materieller, sondern immaterieller Natur ist.

Als die Klöster zur Resormationszeit aufgehoben wurden, entstand zum ersten Mal eine große, der gegenwärtigen ähnliche Not unter den Frauen. Es waren auf einmal zu viele Frauen da. Für die meisten gab es niemand, der sie verssorgen wollte. Sie konnten froh sein, wenn sich Männer sanden, die sie heirateten. und dursten dabei nicht viel mäkeln und wählen. Da wird manche sich entschlossen kaben, wie eine bekannte Dame mir in einem mitteilsamen Augenblick von ihrem Manne sagte: "ich nahm ihn mit Hängen und Würgen."

Aber für die größere Anzahl dieser Mädchen stellten sich — ganz wie heutzutage — seine Heiratskandidaten ein. Und sich selbst zu ernähren, vermochten sie auch nicht. Ihr "Fach" war bei dem plöglichen Umschlag der Verhältnisse — und solche plögliche Umschläge sind nicht selten — aus der Mode

gekommen. Sie konnten Paramente stiden und Altarbecken und seine Spizen ansertigen, — aber man hatte ja die geistelichen Gewänder und Geräte in der halben Welt abgeschafft. Sie konnten schön und kunstvoll singen, aber jezt galt es als größeres Verdienst, wenn alles, richtig oder falsch, vor allem aber kunstlos im Chorus durcheinander sang. Auch in den Klöstern hatte es eine Arbeitsteilung gegeben; zu den hundert häuslichen Kleinigkeiten, in denen ein armes Mädchen sich nüglich machen kann, waren sie nicht angehalten worden; zum Kinderunterricht wollte sie auch keiner mehr haben, — obgleich das ihr "Fach" war, — denn die Kinder sollten nicht mehr den "geistlichen", sondern den weltlichen Schulunterricht genießen.

So blieb vielen nichts übrig, als ihren Unterhalt auf ber Straße und in den "Frauenhäusern" zu suchen, wenn sie es nicht vorzogen, ihrem Gelübde treu, sich in den verlassenen, und versallenden Klöstern auf den Aussterbeetat setzen zu lassen.

Solche Zuftände können ihrem Wesen nach wiederkommen, wenn auch unter ganz anderen äußeren Boraussetzungen. Wie damals eine Menge schutzloser Frauen hinausgeworsen wurde, um sich vereinzelt durchzubringen, so geht es jetzt mit jedem neuen Jahrgange der jungen flüggen Brut. Viele, sehr viele, können gar nicht allein fliegen und lernen es nie. Andere suchen die materielle Selbständigkeit nur als Mittel zur freien seelischen Bethätigung. Zu dem Zweck, wie es ihnen vorge-

rebet wird, zur bloßen materiellen Unabhängigkeit, suchen sie nur ganz Bereinzelte. Die Meisten kommen mit einer Fülle, mit einem Ueberssuß, mit etwas mehr als der Sorge um das tägliche Brot. Aber ihre Blicke werden sestgedannt und sestgenagelt auf das tägliche Brot — das knappe tägliche Brot, das bessere tägliche Brot, das seine tägliche Brot auf echtem Porzellan, in Spizenunterröcken und Dekolletage, bei Champagner und Liqueuren und Näschereien, — aber immer das tägliche Brot, dis sie nichts anderes mehr sehen und hören.

Und dabei verlangt es sie nach ganz anderen Dingen, nicht nach diesen modernen Formen der Staverei. Man treibt sie in die selbständig machenden Erwerdsstellungen aus Not und sie stürzen sich hinein in einem Gesühl innerer Fülle, das zu sich selbst kommen und sich ausleben will. Was ist das für eine Fülle, für ein Drang nach Bewegung, für ein Bedürsnis zu sehen, zu urteilen, zu wägen, das nicht bloß in den Frauen, das seht schon in den jungen Mädchen vorhanden ist? Ist es etwas von dem gleichen Drang, der die Frauen des Mittelalters so unternehmend, so energisch, so weitblickend und von Seele durchglüht machte?



## VI.

# Geistige Werte.



# ক্রিকেট্র ক্রিকেট্র ক্রিকেট্র ক্রিকেট্র ক্রিকেট্র ক্রিকেট্র ক্রিকেট্র ক্রিকেট্র ক্রিকেট্র

n einer Zeit, wo die wirtschaftlichen Kämpfe — b. h. die Gier nach dem Besitz und der Ausbeutung der Reichtumsquellen der Erde und die Abwehr dagegen — einen jener seltenen Höhen- und Krisenpunkte erreicht haben wie jetzt, steigert sich auch im gleichen Maße wie nach den materiellen die Nachstrage nach den geistigen Werten. Denn der materielle Wert ist; an sich todt und nichts; erst die geistige Wertung macht ihn zu etwas.

Diese Nachfrage nach ben geistigen Werten ist baber auch am stärksten auf ber Seite bes materiellen Besitzes und Besithungers. Und zwar zeigt sie sich darin, daß man dort bie geistigen Werte entweder besitzen oder vernichten will. Sie sollen ben materiellen Werten dienstbar gemacht werden, oder sie sollen nicht existiren.

Nun gibt es eine Ausbrucksform des geistigen Wertes, die am rascheften umsethar ift, am weitesten reicht und am gründlichsten durchdringt — das ift das Wort. Auf die

mit dem Wort Begabten ist denn auch ein immer stärkerer Beschlag gelegt worden, und wir sinden, daß sie sich fast alle dieses ganze Jahrhundert hindurch auf der Seite der mate= riellen Wertungen besunden haben.

Dies war möglich, solange die materiellen Wertungen unter dem Deckmantel ideeller Interessen arbeiteten. literarische Ueberproduction, die das specielle Kennzeichen solcher Zeiten ift, trat schon einmal früher auf, in der so= genannten Renaiffancezeit, wo auch ber Lefehunger mit allen Mitteln gefteigert und burch eine Literatur bes geiftigen Aufruhrs genährt wurde. Die Leute lasen sich in den Aufruhr und die Empörungen und endlich in den breißigjährigen Rrieg hinein. Damals machten bie überreich geworbenen Rausleute ber freien Reichsftäbte bie Bankiers für die friegerischen Unternehmungen von Freund und Feind, und als ein Jahrhundert des Schreckens vorüber und sie selbst darüber verarmt und gebrochen waren, — ba hatte sich ein ganz gleichartiger Absolutismus auf den Höhen und eine mehr verschiedenartige Leibeigenschaft in den Tiefen von ganz Europa ausgebreitet. Die literarische Ueberproduktion aber Bon ben zahllosen Weckern, Rufern, war verschwunden. Polemifern, Erzählern, war Niemand übrig geblieben, aus dem einfachen Grunde, weil Niemand seine Stimme mehr erheben durfte. Es gab auf einmal keine Literatur und es

gab keine Talente mehr. Und was noch merkwürdiger war: es gab auch kein Lesebedürsniß, mehr. Auf eine Epoche, wo Alle lesen konnten, oder sich vorlesen lassen konnten. folgte ein Jahrhundert, wo Niemand mehr lesen zu können schien, oder sich vorlesen ließ, als die Höse und die Fürsten. Wer ein litezrarisches Talent sein wollte, mußte zu ihrer Unterhaltung schreiben und dichten, literarische Begabungen sür die Sphäre der Bürger und Bauern gab es keine mehr.

Ein Juhrhundert später war es aus mit dem Absolutismus und die Revolution zog beran. Der Geldstand hatte sich so weit gefräftigt, um jum zweiten Dal versuchen zu können, die Weltherrschaft anzutreten. Dazu bedurfte er der freien Bewegung, und es wurde die Freiheit proclamirt. Gine unerhörte, zuerft echte, nachher immer mehr gemachte Begeisterung lief um die ganze Welt, und die nächste Folge war — der Napoleonische Imperialismus, der wieder auf einige Jahre ein Abnehmen der Literatur, wenigstens in Frankreich, herbeiführte. Aber diesmal gingen die revolutio= nären Wogen, noch ftärfer aufgewühlt durch die materiellen Interessen Englands, bedeutend höher als zwei Jahrhunderte früher, und unter ber Vortämpferschaft einer noch nie gesehenen Anzahl literarischer Genies und Talente wurde der Imperialismus plus Absolutismus noch einmal gebrochen, und bie Wogen rollten ein ganzes Jahrhundet lang in immer schwächer werdenden Revolutionen unter einer gewaltigen, bald schwellenden, bald etwas ebbenden literarischen Hochstuth aus.

Das ift das Bild des Jahrhunderts, das jetzt zur Neige gegangen ist.

Bon zwei großen Revolutionen war der Absolutismus eingesaßt, — einer geistigen, die in den längsten und zerstörendsten Krieg, den Europa gesehen, auslief und den Absolutismus gebar, und einer materiellen Revolution, die dem Absolutismus den Garaus machte, um dem Imperialismus als Deckmantel der weltumklammernden Plutokratie unter zwei Napoleons zur Herrschaft zu verhelsen, nachdem sie sich selbst durch Einführung des Wahlrechts und einer veränderten Geschgebung die Möglichkeit der größten Ausbreitung und Einflußnahme verschafft.

Der Capitalismus verträgt eins nicht — er verträgt nicht als Weltbeherrscher sichtbar zu werden; er muß sich becen hinter Revolution oder Imperialismus.

Rommt doch ein solcher Zeitpunkt, so ift er zugleich immer auch ein Brechungspunkt für die geistigen Werthe.

Es gibt sehr selten wirklich große Dichter, jene Inspirirten, die für alle Zeiten reden und von keinem Zeitgeist in ihrem tiefsten Wesen zu beeinflussen sind, denn sie sind selbst ein

Ausstuß jener Quelle, aus ber alle Offenbarung stammt und bie sich von Zeit zu Zeit öffnet, um durch einen irdischen Mund den Menschen ihr eigenstes Wesen, ihre irdisch unsirdische Natur in jener warmen Ueberfülle mitzutheisen, die aus dem Urgrund aller Wärme stammt.

Hat aber eine Zeit der materiellen Gier einen solchen Dichter als ihren großen Contrast in ihrer Mitte, so wird auch um ihn der heißeste Kampf stehen; denn er repräsentirt den höchsten geistigen Wert, mit dem die materielle Wertung ihr Erschleichen der Weltherrschaft beden könnte und mit dem sie es beden will.

Und dann werden wir auf Erden Zuschauer von etwas, was ein Abglanz des Streits ist zwischen dem Engel des Lichts und dem Geist der Finsterniß.

Dann wiederholt sich wieder jene erste Bersuchung des ersten Menschenpaares, die ein Gedicht Gottes waren, ein sleischgewordenes Gedicht jenes großen Vaters aller Dichter, der das Weltall dichtete, die ganze herrliche und unergründliche Schöpfung, von der jeder irdische Dichter, der aus seiner Hand herabsinkt, nur ein allerkleinstes Theilchen nachdichtet.

Dann wiederholt sich jene erste Bersuchung, wo Satan, ber Dieb Gottes, jenem ersten Menschenpaar sich aufdrängte mit einem kleinen materiellen Gut, einem Apfel, in den er einen geistigen Wert hineinlog.

Und dann sind wir nicht nur Zeugen eines ber entscheibendsten Brechungspunkte, sondern wir sind auch Mitstreiter bei bemselben.

Wird er der Berlockung unterliegen? wird er der Ber-lockung nicht unterliegen?

Alle materiellen Kämpse gehen unter geistiger Deckung vor sich, und die Berusenen des Worts, die Dichter und Denker, sollen sie becken.

Die Denker haben das auch gethan. Es gibt keinen Philosophen, von dessen System nicht auf dem Border= oder Hinterwege eine Brücke zur Herrschaft der materiellen Werte hätte geschlagen werden können, und viele waren nur die hofirenden Denker des Materialismus.

Die Dichter sind gewöhnlich die Begehrlichen der Erde. Seit einem Jahrhundert sind sie ganz speciell auf gewisse Eigenschaften gezüchtet worden. Ihre Empfänglichkeit und Impulsivität wird durch Reize gestachelt. Man läßt sie erst ersolglos sein, dann Ersolg haben, dann entzieht man ihn ihnen wieder und schreibt das alles auf Rechnung der Wandelbarkeit, des ach! nur allzu schafsgeduldigen Publikums. Frauengunst, besonders hoher Damen, ist ein notwendiges Ingredienz, um ihre Eitelkeit gehörig zu stacheln und sie nachgiebig und geschmeidig zu machen. Aus Not in Ueberssus und aus Ueberssus in Not geworsen zu werden, thut

ihnen auch sehr gut, — sie empfangen daraus nach und nach die richtigen Inspirationen, was für Stoffe und Themata der "Zeitgeist" verlangt und was für welche er ablehnt.

Wie aber, wenn das alles einmal nichts hilft? Wenn unter den vielen Berufenen, die fo handtierlich find, fich ein Auserwählter befindet, der sich gar nicht handtieren läßt? Ihr ftogt ihn in Noth — er fest hart gegen hart; ihr sucht ihn zu verlocken !-- er hört gar nicht hin; ihr reizt seine Eitelkeit - er hat keine; ihr lodt mit Frauengunst - er liebt, wo er will; ihr sucht ihn zu brechen - er bleibt heil; ihr jagt ihn in Berzweiflung - er bleibt gang vergnügt. Denn ihr seid gar nicht da für ihn, ihr Chimare ber Chimaren. Er hört eure Versucherstimme nicht; er kann sie gar nicht hören. Er hat der inneren Stimme zu laufchen. die aus der Tiefe der Schöpfung ju ihm spricht. Bei ben andern mischt fich alles aus Lüge und Wahrheit, Echtheit und Unechtheit, Selbstsucht und Begeisterung; fie find ein getrübtes und trübendes Waffer. Aber er ift felbst ein flarer Quell und ein heilfräftiger Trunt, und weil er keinem "Zeitgeift" angehört, tann er durch viele Zeiten ftromen und tränken.

Ift aber ein Solcher da, dann tommt für die Befiger ber materiellen Werte und ihre Diener der bose Augenblick, wo sie den geiftigen Wert leugnen. Sie versuchen erft Marholm, bie Frauen i. b. foc. Bewegung.

noch eins. Sie stellen ihm falsche geistige Werte entgegen — kleine Seisenblasen, die alsbald zerplatzen — immer kleinere und unreinere geistige Werte in immer rascherer Folge, dis die große Leere eintritt. Und wenn nichts mehr da ist als er, der vergeblich Versuchte, allein, dann leugnen sie nicht mehr sein Dasein, dann leugnen sie den Wert des geistigen Wertes. Sie erklären ihn für unnütz, für eine Eindildung; sie constituiren sich brutal als den einzigen wirklichen Wert und stellen das goldene Kalb auf mit der Forderung: kniet nieder und betet an! Und die Herrscher der Welt knieen nieder, geistliche und weltliche, und beten das goldene Kalb an und gebrauchen ihre ganze Wacht, um alles, was unter ihnen steht, zu zwingen es anzubeten. Und sie erklären das goldene Kalb für die wahre Ofsendarung des Geistes.

Aber dann fommt die große Brechung. Denn das geistige Leben verträgt es nicht, seiner Allusionen beraubt zu werden. Es will herrschen, nicht Skave seine. Und an dem Beispiel jenes einen Ungebrochenen sehen Hunderte, daß man deswegen nicht gebrochen zu werden braucht, weil man den materiellen Mächten Widerstand leistet. Sie erheben sich aus ihrer Kriecherei, sie strecken ihre schwerzenden gebeugten Kücken gerade, und das Leiden wird nun gesucht, wie das Wohlseben einst von ihnen gesucht wurde.

Auf einem solchen Punkt geistiger Brechung sind wir jest angekommen, und merkwürdigerweise stehen wir gleichzeitig am Kreuzweg, wo zwei Jahrhunderte, ein scheidendes und ein kommendes, sich begegnen. Die geistigen Werte von anderthalb Jahrhunderten haben abgewirtschaftet, — eine ununtersbrochene Abnahme der Berusenen des Worts sindet von Jahr zu Jahr in steigendem Maße statt. Sie zeigt sich in zweierslei Weise: in der Raschheit, mit der die literarischen Talente sich verbrauchen und verbraucht werden, und in dem allgemeinen Sinken des geistigen Niveaus. Die materiellen Zwecke der geistigen Produktion scheinen mit immer größerer Deutslichseit durch. Liegt das an einer Abnahme der Begabungen, wie man jest vielsach glauben machen will?

Ober ist es ein Irrtum, daß überhaupt die Begabungen einem größeren Schwanken unterworsen sind? Sind sie nicht vielmehr auch auf künstlerischem Gebiet und da speziell auf literarischem immer in ganz gleichem Maße da? Die Fähigsteit, zu schreiben, besteht doch zunächst darin, etwas mitzuteilen zu haben. Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Mancher ist mit den Jahren dazu gekommen, eine ausgezeichnete Feder zu führen, der in der Jugend nicht vermochte, drei selbstempsundene und selbstgedachte Sähe zusammenzubringen — warum? weil er noch nichts zu sagen hatte.

Der Auserwählte ist selten, die Berusenen sind immer da. Wie aber, wenn das Herz von nichts mehr voll ist? Wenn die materiellen, nur ganz Wenigen zu Gute kommensben Zwede einer geistigen Brechung, wie die des Ausklärungszeitalters gewesen, so start durchsichtig werden, daß kein Herz als das der Besigenden, die niemals selber Dichter und Denker sind, mehr für sie schlägt? Wenn die geistigen Werte sür abgesetzt erklärt werden müssen, weil sich keine brauchbaren Leute mehr sinden, sie in Kleingeld auszusmünzen?

Dann sehen wir, daß das innerste Wesen des materiellen Werts eine Chimäre ist — er kann nicht mehr kaufen. Es giebt etwas, was er aushören muß, kausen zu wollen, — weil es nicht bezahlbar ist: der geistige Wert.

Nur das mechanisch Hervorgebrachte läßt sich kausen. Was organisch entsteht, ist seinem Wesen nach nicht käuslich. Es ist nicht einmal zerstörbar.

An diesem Irrtum: daß das organisch Hervorgebrachte sich kaufen, sich versklaven, sich rein materiell verwerten ließ, ging die alte Welt zu Grunde. Das Christentum konstituierte zum ersten Mal die Absolutheit des geistigen Werts, die Freiheit des beseelten geistigen Lebens.

Wir stehen wieder auf demselben Punkt; wir stehen wieder an einem solchen Anfang. Die geistigen Werte sam=

ţ

meln sich wieder in sich selbst und ziehen sich auf sich selbst zurück.

Damit ist auch die Frage für die Männer entschieden. Die Jugend wird neue Quellen der Begeisterung finden und es sind nie die alten Schläuche, auf die es ankommt. Der neue Wein will junge Schläuche haben.

Aber die Frauen? auf welcher Seite sollen die Frauen bleiben?

Es giebt immer eine Reihe Gedanken, die nur die besten Männer denken, die sie aber nicht aussprechen, weil sie es nicht für der Mühe wert halten und überhaupt mundsaul sind. Denn die besten Männer sind gerne Schweiger; auch Christus wirkte nicht durch vieles Reden. Diese Gedanken nun sangen die begabtesten Frauen auf und sormen sie in ihrer weiblichen Weise und werden so ein unschähderes Wittelglied. Denn zwischen den besten Männern und den durchschnittlich Begabten besteht eine Klust, die letztere die Gedanken jener überhaupt nicht denken oder weiterspinnen läßt. Aber sie gelangen zu ihnen durch das Medium der weiblichen Vermittlung. — wie Frauen die ersten Botinnen der Auserstehung waren und den Jüngern die Nachricht davon brachten — und von ihnen gehen sie dann weiter zu allen Uedrigen.

Wir sehen baber auch eins in unserer Zeit gang beson= bers deutlich hervortreten: wir seben, wie ftarf auf die Frauen angelegt wird von der Seite, in beren Banben sich die materiellen Werte befinden. Bon wo ging die so= genannte Frauenbewegung aus? Von da, wo die wirt= schaftlichen Zustände eine große Anzahl Frauen dem entriffen haben, was doch immer dem Weibe das natürlichste ift: Beib zu fein, Mutter zu fein - Lebenswärme in fich gu empfangen, Lebenswärme aus sich zu gebären. Bon England aus machte die Frauenbewegung die Runde: ein Sport und Zeitvertreib für die Damen ber Besitzenden, eine erschreckende Notwendigkeit für die Schwestern, Töchter und gahllofe Frauen ber Befitofen. Wer in dieser Bewe= gung an und für sich nicht schon das Heil und den Fort= schritt und die Bethätigung ber Menschenwurde des Weibes erblickte - ber wurde niedergetrampelt; zunächst als abschreckenbes Exempel geschah bas ben Frauen, die ihre Begabung in diefen Dienft nicht stellen wollten. Run ift eine Zeit da, wo die Besiger der materiellen Werte trot aller angewandten autoritativen Mittel die Herrschaft über die Maffen der Männer zu verlieren anfangen. Das lette Zwangsmittel, das sie nun anzuwenden sich bemühen, ist ber Einfluß der Frauen auf die Manner und als weiterer Stachel die Konfurreng der Frauenarbeit mit der Männer-

Wie zuerst auf freidenkerischer, dann auf protestan= arbeit. tischer, wird nun auch auf katholischer Seite mit Nachbruck für die Frauenbewegung gearbeitet. Und doch hat die Frau in den katholischen Ländern schon aus alter Überlieferung und in dieser allgemein herrschender Auffassung eine Reibe Erwerbszweige inne, die von den Frauen des Nordens erst im Konturrengtampfe ben Männern abgerungen mußten und die der weiblichen Anlage von Ratur aus ent= iprechen, auch in kleineren Orten sich mit dem Kamilienleben vereinen laffen. Als Ladnerinnen, Berfäuferinnen, Rellnerinnen, im lokalen Postbienst zc. wie man es in Frankreich und Baiern findet, hat man noch vor ein paar Jahrzehnten die Frauen im nichtfatholischen Norden nicht verwandt gesehen. Jest aber sollen sie auch in geiftiger Sinsicht ihre Breffion auf die ftorrifch werbenden Manner ausüben, durch die Berbreitung der Frauenbewegung in kapitalistischabsolutistischem Interesse. Sie werden fich das zu überlegen haben. Für die Berrichaft ber materiellen Werte ift Chriftus nicht auferstanden, hat Maria ben göttlichen Sohn nicht im Stalle geboren, hat er fich nicht zu den Berlaffenen und Bermorfenen, ju ben Sünderinnen und Chebrecherinnen idukend und entsühnend geneigt, hat er nicht die Wikbegier und Sehnsucht bes Beibes nach ben geistigen Werten höher gestellt als alle materielle Geschäftigkeit — war er nicht ber erste unter den Männern, der sich von Frauen tiefer versstehen ließ, als ihn die Männer seiner Zeit verstanden, der sich von Frauen in den Tod geleiten ließ, als ihn die Männer seiner Zeit verließen, der sich — des Todes Überwinder — vor Frauen sehen ließ, ehe ihn eines Mannes Auge sah, — der, selbst der größte geistige Wert, den unmittelbarssten, tiessten und unerschütterlichsten Widerhall sand in der enthusiasstischen Seele von Frauen.



#### VII.

# Sind wir — oder sind wir nicht?



## ବ୍ୟ ବ୍ୟବନ୍ତ ବ୍ୟବନ୍ତ ବ୍ୟବନ୍ତ ଓ ବ୍ୟବନ୍ତ ବ୍ୟବନ୍ତ ବ୍ୟବନ୍ତ ବ୍ୟବନ୍ତ ବ୍ୟବନ୍ତ ବ୍ୟବନ୍ତ ବ୍ୟବନ୍ତ ବ୍ୟବନ୍ତ ବ୍ୟବନ୍ତ ବ୍ୟବନ୍ତ

3 kommt für jeden Menschen, in dem einiger Inhalt ist, irgend wann einmal der Tag, wo er sich an den Kopf faßt und fragt: bin ich oder bin ich nicht?

Aber kaum gethan, ist diese Frage auch schon vergessen. Irgend ein Antried von außen, eine Arbeit, eine Berpflichstung, ein Genuß, eine Aufgabe, drängt sich vor und schreit: ich kann nicht warten! Und der Wirbel, der hinter Allen hersegt, packt einen wieder und fährt mit einem weiter.

Und die Zeit vergeht und wieder kommt der Tag, wo man eines Morgens wie aus einem besonders tiefen Schlaf so besonders wach wird. Man wird gleichsam nach langer Zeit zum ersten Mal ganz wach. Man steht auf und zieht sich an und geht aus, als hätte man nichts anderes zu thun. Und draußen steht ein heller Sonnentag mit blauem Himmel und hoher Luft und Wärme und Lachen und man meint: einen solchen Tag hätte man noch gar nicht gesehen. Alles ist so neu, als sehe man es zum ersten Male! Kleine Kinder

werben an uns vorbeigefahren ober getragen, arme Kinder und reiche Kinder, und wir sehen die weichen kleinen Gesichter an und sie kommen uns alle so eigen und schön und rührend vor, als sähen wir lauter Englein herumsitzen.

Ein Rind schreit und wir wundern uns, wie fein und hoch und hilflos das Stimmchen ift, aber in diesem hoben, hilflosen Stimmchen stedt schon ein ganzer Rerl, ber weiß, was er will, und was er nicht will. Die jungen Mädchen sehen auch gar nicht viel anders aus als diese kleine Buppen, die fie spazieren führen, es sind dieselben runden, frischen, find= lichen Besichter, die später nur verwittern und alt werden. Und wie die Bäume ihre feinen dunnen Zweige in ber Luft veräfteln und wie die Lichter in den grünen Wellen des Ausses dahinrollen und wie die Ferne dasteht, rötlich-violett und rauchia - es ist aar nicht zum Sattseben. Man geht und geht und schaut und schaut und schaut sich immer neugieriger, als sehe man alles, was doch täglich zu sehen war, zum ersten Und alles ist jo überschwänglich und unaussprechlich Mal. schön. Und noch etwas — es ist so seltsam lieb, so heimelig, so nah — so nah, wie wir es gar nicht wiffen, daß es uns je früher gewesen: so nah, als wolle es unser werden und uns gehören, als wolle es in uns einziehen und nicht mehr außer uns fein. Und jugleich merten wir, wie eine eigene

Rührung uns ergreift, wir fühlen unser Herz klopfen, wir hören es klopfen und wundern uns, warum es so klopfet. Und auf einmal mögen wir nicht mehr gehen, wir mögen auch nicht mehr die kleine Unruhe der Bewegung zwischen uns und die Außenwelt — diese nach außen gewandte Innenwelt — legen. Man setz sich hin und schaut und fühlt — und saugt auf, wie ein Durstiger, der lange geschmachetet; und man schaut und schaut und empfindet und empfindet, schaut und empfindet Unsagbares. Und über allem Empfinden sühlt man: ich din! ich din! In diesem Augenblicke sühlt man ganz und gar die in die Fingerspissen und die sin die Fußzehen und bis in die seinsten seines Wesesens: ich din!

Diese Augenblicke zu empfinden haben sast alle Menschen ein innerstes Berlangen; sie sind der Grund der Sonntags=ausslüge der Arbeiter und armen Leute in die frische Natur der Umgebung der Großstädte; sie durchträumt ser Bauer, wenn er innehält mit Graben und Pflügen und undeweglich und wie abwesend dasteht, daß man, wenn seine ectige Prosillinie sich gegen die Luft abzeichnet, aus der Ferne glaubt, es sei ein Baumstumpf, der dort auf seinen Wurzeln in der Erde steht. Und diese Augenblicke suchen die Reichen und Mächtigen zu erhaschen, wenn sie mit Blitzuggeschwindigkeit die schönsten Gegenden der Erde durchjagen.

Aber fie bangen gar nicht an den schönften Gegenden.

Es ist ein unsichtbarer Strich gezogen zwischen aller Herrlichkeit ber Schöpfung und bem, ber fie mit eiligem Fuß Alles was schön und herrlich ist auf Erden, kann gefauft und gepachtet werben, aber benen gehören, die es faufen und pachten, thut es nicht. Andern wegnehmen, benen es von ber natur jum Erbe gegeben, fonnen fie es -aber es sich zu Eigen machen, bas ift nicht die Sache bes Raufpreises. Ja, bloß es besitzen wollen, nimmt ihm den feinsten Duft und das eigenste Besen. Und wenn Du es erreicht hast und es Dein ist, dann schaut es Dich an mit tobten und leeren Augen, daß es Dir falt burch das Herz geht und Dich ein Etel faßt, als ftandest Du ploglich am hellen Tageslicht zwischen lauter schlechtgemalten Couliffen. Und die Herrlichkeit der Schöpfung ftirbt um Dich herum und Du jagit weiter, nach anderen Eindrucken, nach neuen Schönheiten. nach Baläftina und zu ben Phramiden und nach Indien und Japan, jagft um die Erde, um zu fühlen: ich bin! — und fühlft es nicht.

Der höchste Genuß, den es für den Menschen gibt und dem er mit allem nachtrachtet, was er beginnt, ist der Genuß, sich da sein zu fühlen! Der ganze Zweck des mensch= lichen Lebens ist die Empfindung: ich bin!

3

In jenen Zeiten, wo die Intensität des Lebensgefühls besonders start und die Lebenskraft der Menschen besonders energisch war, verlegte sich dieselbe mit ihrem vollen Schwerpunkt hinüber in die Unsterblichkeit, d. h. die Unenblichkeit. Ein Zurückverlegen der Lebensdauer auf die Endlichkeit dieses Daseins, wie sie seit einem Jahrhundert in sehr großen und gerade den gebildeten und "denkenden" Kreisen stattgefunden — und in sehr großen Kreisen dieser Kreise bedeutend mehr empfunden als gedacht worden ist, — ist eine Erscheinung, die in der Menscheitsentwicklung sast vereinzelt dasteht und nur an die sogenannten Versallszeiten des Altertums sich anlehnen kann, — die doch wieder in der Menscheitsgeschichte nur ein kleiner Bruchtheil sind.

Es gehört ein unerhörtes und innerstes Absterben der Lebensfrast dazu, um sein Dasein beschränken zu wollen, — um sein Dasein auch nur auf diese Welt beschränken zu wollen. Dies war doch die landläufig gewordene Philosophie dieses Jahrhunderts, die besonders durch die Belletristik stark verbreitet wurde. Große Dichter haben sich ihr hergeliehen, — und es gibt nichts Suggestiveres als die Worte echter Dichter. Bon ihnen nähren sich dann die Heerscharen unechter Dichter, die die breiten Bettelsuppen in den großen Volkstüchen zubereiten.

Aber dies Bedürfnis, sich auf diese Belt zu besichränken, entsprang zugleich dem Gefühl, aus dieser

Welt verdrängt zu sein. Es war ein Gegenschlag gegen ben weitverbreiteten Bietismus des vorigen Jahrhunderts, der wieder eine fümmerliche Gegenbewegung gegen ben Absolutis= mus war. An diesem Gegenschlag, der vor allen Dingen bas Recht an biefe Welt aussprach, nahmen boch schließlich alle hervorragenden Dichter und Denker, alle geistigen Führer dieses und zum Theil des vorigen Jahrhunderts theil und mit gutem Grund; benn diese Welt war unerträglich geworden und fie mußte guruderobert werden, bamit wieber Menschen, nicht Söflinge und Lafgien, auf ihr leben fonnten. Hic Rhodus, hic salta! Und mahrend ber Bietismus aus der schrecklichen geistigen Verkummerung Orthodoxie und Despotismus seit dem dreißigjährigen Rrieg und früher gebracht und die zusammen mit dem Wort cujus regio ejus religio auch den Himmel verrammelten, wenigstens nach oben ein Gudlöchlein in aller Unterthänigkeit und Verstohlenheit zu öffnen suchte, wobei er zwar nicht an den Himmel, aber doch an die Höfe gelangte, schlugen die freieren und männlicheren Beifter bies Budloch einfach zu in bem richtigen Befühl, daß man nach bem himmel ichauen, aber nicht ichielen muffe. So ward die Freidenkerei eine fruchtbare Gegenbewegung, die die hellen Röpfe an sich jog.

Und der Kampf ftand um biefe Welt während hundert Jahren. Und sie wurde zurückerobert, aber wem? Man

hatte seine ganze Kraft nach hier concentriert, man hatte resolut die größere und ahnungsreichere Hälfte seines Lebens abgeschnitten, um die kleinere und positivere mit allem Nachsbruck für die geraubten irdischen Güter einsehen zu können. Aber aus diesen zurückeroberten irdischen Gütern bildete sich rasch ein neuer materieller King, der dann selbst mit Pieztismus und Atheismus als seinen beiden Flügeln zum Anzgriff vorging.

Und hiermit sind wir auf einen Punkt der Bereinfachung gekommen, der wieder — nach Jahrhunderten — den Auß= blick freigiebt.

Daß wir auf diesen Punkt der Bereinsachung gelangt find, ist der große Vorzug unserer Zeit, — er ist es, der unsere Zeit so lebenswert macht; denn nun können die Gegensähe nicht nur, sie müssen sich scheiden und es ergeht nun an jeden Einzelnen nicht nur die Aufforderung: entscheide dich! — es wiegt nicht nur jeder Einzelne jest — sondern er kann sich auch entscheiden, weil er die Lage übersblicken kann.

Und das, wofür er sich entscheidet, ist über die Dauer feines Daseins. Wie leben wir in unserer Zeit, wie leben die Allermeisten, wie sind sie gezwungen zu leben?

Ť

Es scheint, daß die körperlichen Leiden und Gebrechlich= feiten, trot der nie gesehenen Sobe, auf der die Beilfunft fich rühmt zu stehen, in nie gesehenem Maße zugenommen Zugleich scheint es, daß diese körperlichen Leiden in Grabe aus seelischen Zuständen entspringen und hohem feelische Störungen jur Folge haben. In den unteren Claffen fieht man jene himmelichreienden Mordthaten, die Eltern an ihren eigenen kleinen Kindern und nächste Berwandte an einander begeben und die jumeift aus der Berwilderung durch Armuth und Noth entspringen. Diese Gräuelthaten schreien nicht so sehr zum himmel gegen die, die fie verübten und durch die Rechtspflege ihre wohlbemeffene Strafe bafür leiden, als gegen bie, die fie mittelbar veranlagten, in= bem folche Zustände unentrinnbarer Armuth und Noth ge= ichaffen wurden, benen man dann durch "philanthropische Bestrebungen" abzuhelfen sucht, während man zugleich jene einzig mögliche Armenpflege verhindert, die, um der Seelen willen ausgeübt, aus der Hand derer fommt, die felbst frei= willig allem irbischen Besitz entsagt.

In den sogen. höheren Classen, wo die Fähigkeit zum Leiden und der innere Frieden geringer ist, hat die Zer=rüttung bei weitem mehr um sich gegriffen. Die "Nerven=heil"=Anstalten vermehren sich ins Unendliche und können doch den Zudrang nicht fassen; wer's irgend haben kann, ist

wenigstens schon einmal in einer "Nervenheil" = Anstalt gewesen, und es finden sich immer Gönner und Wohlthäter,
die cs den weniger bemittelten "Gebildeten" ermöglichen,
wenigstens dahin 'mal einen Ausflug zu machen. Nervenleidend sind ganze Classen der Bevölkerung, von der Hautesinance dis zu der kleinen Lehrerin und Buchhalterin, —
zumal die freien Beruse stellen das größte Contingent, und
wer nicht nervenleidend ist, ist wenigstens nervös. Was ist
nun das sür eine Krankheit? Sind es die zerrütteten Nerven,
diese gesälligen Deckmäntel für geistige und physische Störungen
— oder sind es die gequälten Seelen?

Und wenn es die gequälten Seelen sind — und es läßt sich für den überwiegenden Teil gar nicht leugnen, daß die geistigen und physischen Störungen aus der Unbefriedigung und dem Schmachten der Seele entspringen, — warum sind die Seelen unbefriedigt? wovon sind die Seelen gequält?

8

Wir wissen aus den ersten Jahrhunderten des Christentums, daß die Wüsten bevölkert waren von Scharen von Einsiedlern. Männer und Frauen, Junge und Alte verließen alles, was sie hatten, um in wilden Einsamkeiten — denn alle lieblichen Gegenden waren von Menschen bevölkert und nicht mehr einsam — ein kümmerliches und unsicheres Dasein zu führen. Viele thaten es, um eine Schuld abzubüßen.

Wir wissen auch aus dem Mittelalter, daß Könige und Fürsten und ihre Gemahlinnen sich in Klöfter gurudzogen. ihre Eben — und zwar waren dies meift glückliche Eben auflösten, alles weggaben, was sie hatten, und ihre letten Lebensjahre in Andacht und Betrachtung verbrachten. mal geschah das, um eine Schuld abzubugen, aber viele hatten, so wenig wie jene Einsiedler, eine besondere und ichwere Schuld auf fich geladen. Es war eine allgemeine Buße ber Sünden. Jett geschieht jo etwas gar nicht mehr. Weder alte noch junge Leute, weder Frauen noch Männer gieben fich mehr in Wuften und Ginfiedeleien gurud und feine Könige und Fürften legen ihre weltlichen Geschäfte nieder, um fich zur Buge und Betrachtung in Rlöfter und Einsamkeiten zu vergraben. Weber fie noch ihre Gemablinnen thun das mehr. Und da solche Antriebe nicht mehr von oben fommen, so thun die Reichen und Bornehmen es auch nicht mehr und die Armen können es ichon beswegen nicht thun. weil das Einfiedlerleben unter das Gefet wegen Bagabondage und Arbeitsichen fallen murde und die meisten Rlöfter aufgehoben sind. So wie es noch der heil. Franz von Affifi machte, ber von feinem Bater und seinem burgerlichen Berufe weg in die Berge lief und sich in ben Zwischenpausen seines Einfiedlerlebens mit feinen Unhängern als freiwilliger Rrantenpfleger in einem Rrankenhause installierte, - das geht beut= zutage nicht mehr. Heute muß man für alles examiniert und approbiert sein. Darüber ist man allerseits einig.

Ist aber beswegen das innerste Empfinden von Jung und Alt, Hoch und Niedrig, Arm und Reich so wesentlich anders geworden? Sind die Nervenheilanstalten, die die Seelenheilanstalten abgelöst haben, ein Ersat für Aloster und Einsiedelei? Sind die Aneippfuren geeignete Mittel zur Abbüßung der Sünden und entspringt aus aller Therapie des Körpers jene innere Besreiung der Seelen, die das eine große Ziel war, das alle früheren Jahrhunderte über sich ausstellen?

Wir sehen einen großen Zug durch alle Zeiten gleichsmäßig gehen, in den ungleichartigsten Kurven, mit den versichiedenartigsten Witteln, aber immer zu demselben Ziel: zu sich selbst zu kommen. Die Flucht in die Wüste, die Absbüßung der Sünden, die Zurückgezogenheit in ein Kloster—
es waren alles keine Zwecke und Ziele. Es waren alles nur die Wege und Mittel, um zu sich selbst zu kommen. Alle Zeiten haben es verstanden, Ableitungen für die Störungen zu schaffen, die diesem Drang im Wege standen. Zu allen Zeiten kannte man die Erkrankungen der Seele— jene tiefsten und schwersten Erkrankungen, die darin bestehen, außer sich selbst versetzt zu sein und nicht zu sich selbst kommen zu können — und zu allen Zeiten ging die Konzentration aller

Willensträfte, die in den Bußen sichtbaren und vorbildlichen Ausdruck fand, dahin, unter Aufopserung alles Nebensäch= lichen diesem zentralen Punkt Genesung zu verschaffen. Jede Zeit ersand sich dazu eigene Mittel. Welche Mittel hat un= sere Zeit dazu ersunden?

Unsere Zeit doktert fleißig an den Körpern herum, und es ist doch keine körperliche Krankheit. Das, was die Mensichen unserer Zeit qualt, was jene großen Störungen im Einzelbefinden wie im Allgemeinbefinden hervorruft, — das ist die Gefangenschaft der Seelen.

Im Mittelalter fand diese Gesangenschaft der Seelen ihren unmittelbaren und bezeichnenden Ausdruck im Sündenbewußtsein. Man büßte etwas — diese Buße war das Mittel der Besreiung, d. h. das Mittel zu sich selbst zu kommen. Dieses Zusichselbstkommen wurde einem dann so jüß, daß man immer mehr zu sich selbst kommen wollte, d. h. immer mehr störendes lästiges Außenwerk abstreisen wollte. So ging die Buße allmälig von den groben und greisbaren Sünden zu den immer seineren und verborgeneren über; man schritt vorwärts in einen Zustand immer seinerer, unsgestörterer, ausruhenderer Betrachtung. Diesen Zustand in seiner Zartheit und Süße zu schildern, sand man im früheren Mittelalter den Ausdruck der Gottessiebe. Man setzte dazu die Fleischesliebe in einen für uns grellen und übertriebenen

Kontraft, weil man noch nicht die Fähigkeit hatte, Nuancen Man legte fich jene in unferer Zeit unausauszudrücken. führbaren Entfagungen auf, weil man eben die ftarke und robuste Physis hatte, die fich ju solchen Leistungen brangte, um ihre Leiftungsfähigfeit ju bethätigen. Reine Bauern= und Arbeiterfrau wurde jest nach dem Wochenbette mit blogen Füßen, feiner Witterung achtend, über weite fteinige Bergwege ihren Rirchgang ju machen bermögen, ober in Schnee und Eis mit blogen Füßen so regelmäßig berumwandern können, daß fie im Lauf eines Jahres noch nicht einmal die Sohlen an ein paar Schuhen abgenutt. Das machte so hohen Damen wie der heil. Hedwig und der heil. Elisabeth im breizehnten Jahrhundert feine Schwierigfeiten. Die eine wurde siebenzig Jahre dabei alt und die andere starb so fruh, weil fie fich mit jener Inbrunft, die ben jungen Seelen eigen ift und gang ber Jugend angehört, bon dieser Erbe, auf ber die Laft und Qual des Irdischen ihr allaufrüh aufgeladen worden, wegfehnte. Sie flog jenem allerhöchsten Genuk beg Beifichselbstfeing, die das Bei-Gottsein ift, aus allen angespannten Rräften zu.

Wenn wir aber die heiligen Bilder, die alsbald auf jene Zeit folgten, betrachten, — jene Kunst, die nach dem großen Naturliebenden, dem heil. Franz von Assis, ihren Ansang nahm, — dann sehen wir tieser, als Worte es vermitteln

können, in die Seelen jener Zeit und sehen, wie nahe sie nicht nur uns und unserem nagenosten Berlangen stehen, sondern daß sie auch hatten, was unsere Seelen qualt, nicht zu haben.

Betrachten wir die gesamte Porträtkunst unserer Zeit, scheiden wir alles aus, was Pose, Gesuchtheit, Süßlichkeit und schlechter Geschmack ist, — was sinden wir in den Gessichtern der Frauen? Müdigkeit oder Anspannung, das entgegenkommende Lächeln des Sichbeliebtmachens oder die beachsichtigte Anmut, zu der Schönseinwollen verpslichtet — mit einem Wort: Absicht. Oder jene oft schon ganz früh eintretende Enttäuschung der seinsten und gütigsten Seelen, die nichts mehr beabsichtigen mögen. Und sehen wir nun jene Frauengesichter aus dem vierzehnten und sünszehnten Jahrhundert an, für die unsere jetzige Sprache keine Worte hat, um die milde und heitere Natürlichkeit, die Wohligkeit der Seele auszudrücken.

Und die Männerporträts unserer Zeit? Jede Ausstellung in jedem Lande bietet ja eine Menge — fassen wir nur den Eindruck der legten zehn Jahre zusammen. Da sind die Prohenhasten und Brutalen, die Satten und Selbstzufriedenen und Blasirten. Da sind die Überangestrengten mit dem Gepräge eines mehr oder weniger auch physisch entwickelten Leidens. Da sind die verseinerten, unbefriedigten, resignierten

,

ţ

Gesichter, — von den Pedanten und den durch ungesunde Nahrung und Lebensweise Gedunsenen nicht zu reden. Aber alle diese Gesichter haben etwas Gemeinsames. Sie haben etwas eingebüßt. Es ist ihnen etwas versoren gegangen. Sie sind nicht das, was sie hätten sein können. Und jeder sindet sich damit ab, wie er vermag. Aber dieses Nicht-Sein, was er hätte sein können, verkürzt dem Manne die Lebenskraft. Am Weib läßt es wesentlich die Seele verkümmern.

Von den Expansionsmöglichkeiten der Seele hängt die Erhaltung des Körpers ab. Eine zusammengedrückte Seele schafft einen kranken Leib. Und was die menschliche Seele vor allem verlangt, das ist: sich bethätigen und sich ausruhen.

Sie will umfassen können und aufsaugen können, was der Schöpser des Alls ihr zu eigen gegeben, indem er sie sich selber gab als einen Bruchteil seiner Schöpsung und Schöpserkraft: die Schönheit dieser Welt in Sonne und Regen, Frost und Hitze, Tag und Nacht. Sie will sie anschauen können, dis sie ganz von ihr durchdrungen wird und jede Nuance erfassen und genießen kann. Sie will Zeit dazu haben. Denn damit kommt sie zu sich selber und ruht in sich selber aus. Aber die ganze Lebensordnung unserer Zeit ist so, daß nur die allerwenigsten Menschen Zeit haben sür sich selbst. Und

da sie dafür nichts können, reiben sie sich auf und die ge= qualte Seele zehrt am Körper.

8

Welcher unserer Maler sieht eine Landschaft noch, wie bie Maler des Mittelalters fie fahen? Und doch haben wir jest Landschaftsmaler, die nichts anderes malen als Landschaften, während so ein mittelalterlicher Maler gleich alles hineinmalte, wovon jest fünf, sechs Specialisten sich nähren: Landschaft, Architeftur, Porträt, Interieur, Genre, Roftumftubie, Stillleben 2c. Aber wie rein war ber Blid eines folchen alten Meisters, der noch seine Farben selbst tochte, mährend seine Frau vielleicht den Flachs zur Leinwand spann! Wenn er vor die Stadt ging ober jum Fenfter hinaus über die Stadt= mauer schaute, bann fab er auch, was war. Er fah exact. Und zugleich sah er den feinsten Hauch der Ferne, den füßeften Duft des erften Frühlings konnte er malen. Er fab alles mit Andacht und Gewissenhaftiakeit an, benn er sah überall Gottes Hand und fühlte Gottes Athem in ber Natur. Diesen Frieden, diese Rube, das sehen unsere Maler nicht Sie fagen: fie faben die Bewegung; aber fie feben in der Bewegung nicht den Iprischen Rhythmus, sie seben die Unruhe. Und fie konnen nichts dafür, benn fie find felbft in Unruhe. Sie plagen fich ab im Kampf um's Dasein,

wenn fie unbekannt find, und fie werden meift immer aufge= löfter und verschwommener, je berühmter fie werden.

Und boch ift das Bild der lebendigste Ausdruck des unsmittelbaren Seins; der Maler kann eine Menge Dinge sagen und wird eine Menge Dinge sagen, weil er nicht reflektiert. Er sagt sie einsach in der Art, wie er sie sieht und darstellt. Und seine Art zu sehen und darzustellen, ist wieder die allgemeine Art zu sehen und aufzusassen. Das Wort geht in unserer Zeit durch soviele Siebe, daß meist das Wichtigste darin zurückleidt.

Man wird einwenden: was hilft uns das alles? Borbei ist vorbei! Es nutt uns nichts, ins Mittelalter zurückzusschauen. Das Mittelalter ging zu Grunde, weil es sich überslebt hatte. Wir machen uns durch solches Zurückschauen nur untüchtig für die Ansorberungen unserer Zeit.

Ich bin der Meinung, wir machen uns dadurch tüchtig für die Anforderungen unserer Zeit.

Es ift noch gar nicht so ausgemacht, daß das Mittelalter zu Grunde ging, weil es sich überlebt hatte. Es hatte sich gar nicht überlebt, denn es lebt noch heute in unserem eigenen Blut und Saft. Alles, was Leben ift, ist Continuität. Niemand kann seine Wurzeln abhauen. Aber freilich — Iebendig, Fleisch und Blut ist es auch nirgendwo anders mehr als in uns, den physischen Nachstommen und Erben seiner Kulturarbeit am Boden und an den Seelen.

Und so empfinden, so benken, so anschauen wie jene großen Leistungsfähigen des Mittelalters, — das können wir nicht mehr. Denn die Continuität ist nicht das Beharren. Aber den Ausdruck sinden für unser eigenes Denken und Empfinden und Anschauen, das doch nur ein Strom ist, der von jener Zeit dis heute strömt, wie er aus den ältesten Zeiten in's Mittelalter strömte, während ununterbrochen die User wechseln und der Ausblick sich ändert, das können wir. Und damit wir es können, müssen wir das Vermögen und den entscheidenden Willen haben, das abzuschieben, was uns hindert.

Das aber, was uns hindert, ift die Eingenommen= heit unserer Seelen — la préoccupation. Früher nannte man es auch Besesseit.

Dies Wort ist jetzt sehr verpönt. Und doch gibt es kein anderes, das so erschöpfend das ausdrückte, was die Seesen unserer Zeit qualt und die "Nervenleiden" in den meisten Fällen hervorruft. Die physischen Störungen zögern dann auch nicht, sich einzusinden.

Was ist Besessenheit? ein Dienstbarkeitsverhältnis, in dem das Verfügungsrecht über sich selbst aufgehoben ift.

Im Mittelalter nannte man diese Besitzergreifer die unreinen Geister, die Sendboten des bosen Feindes, der die Besessenn sich selber raubte.

Das geht jest auch noch nicht viel anders zu. Rur nennt man den alten Bösewicht jest lieber den Lichtbringer und bezeigt ihm als solchem Ehre und Vertrauen.

Aber auf die verschiedenen Formen von Satanismus und "höchster Aufklärung" wollen wir uns gar nicht einsassen. Die, welche ein reines Empfinden haben, fallen darauf doch nicht herein. Und es haben immer weit Mehrere ein reines Empfinden, als man in dieser Welt annimmt.

Aber auch die rein Empfindenden tonnen einer Besessenheit anheimfallen, — die einfach darin besteht, den Blid zu lange auf einen Punkt zu richten.

Dies ist die Überanstrengung, die durch unsere gegenswärtige Lebensweise und Lebensaufsassung gleich begünstigt wird.

Schon die dis zur Überanstrengung geleistete Arbeit wird eine Besessen, — man kann seine Gedanken nicht von ihr losmachen; man kann sie nicht mehr hinhaben, wo man will; sie gehen um einen oder ein paar Punkte in die Runde. Die religiösen Übungen haben daher auch zu= nächst dazu gedient, die Seele von diesem Sichsestrennen abzulenken und ihr ihre Geschmeidigkeit zu bewahren.

Der sogenannte Ramps um's Dasein ist in unserer Zeit die Hauptquelle der Besesseiten, d. h. der Seelenkranksheiten. Viele können sich seinen Ängstigungen, die teils chimärisch, teils reell sind, nicht entziehen; und jene, denen es besser geht, versallen leicht dem Erwerdshunger, der den Genuß, d. h. das Zusichselbststommen, ausschließt; denn der Genuß — und alle Genüsse sassangen sich zusammen in den Genuß des Bessichselbstseins — verlangt nach Ruhe und Versweisen.

Die Seele aber, die sich selbst empfindet, verlangt nach einer kleinen Weile auch fich in allen anderen zu empfinden.

Um das zu können, muß sie die materielle Seite des Daseins, die sich in dem nun vergangenen Jahrhundert so ungestüm und unverhüllt hervordrängte wie nie früher (also auch die Arbeit), sich unterordnen, nicht sich von ihr unterordnen sassen. Der Widerstand, den sie dabei zu leisten hat, ist gar nicht einmal der Widerstand gegen eine Realität, sondern der Widerstand gegen eine Sugestion, gegen eine Zwangsvorstellungen des Mitstelalters kleideten sich in körperliche Gestalten und ergriffen in dieser konkreten Anschaulichseit von dem Menschen Besitzteit sind die Gedanken, die ihm vordoziert und eingeredet

?

werben und burch die fo hartnädig und von fo vielen Seiten - man nennt das eine "Zeitanschauung" ober auch eine "Weltanschauung" — auf ihn angelegt wird, daß er, er weiß nicht wie, fie nach bentt, also von ihnen eingenom= men, von ihnen besessen wird. Es giebt gar keinen materiellen Zwang, der so sicher und nachdrücklich wirken könnte wie der geiftige Zwang; und es giebt wieder gar keinen gei= ftigen Zwang, der von außen her eine wirkliche Herrschaft ausüben könnte; um ju berrichen, muß er sich in die Seelen einschleichen, in fie einniften, von ihnen Besitz nehmen, fie befeffen machen, jur 3mangsvorftellung werden. eine solche Zwangsvorstellung zu brechen, ift manchmal nur ein einziges Aufmachen nötig wie bas eingangs geschilberte. Sind wir auf ben Buntt gefommen, uns erst einmal an ben Ropf zu fassen und zu fragen: bin ich - ober bin ich nicht? bann ist auch schon ber Anfang gemacht, bann fängt ber Bann an entzwei zu gehen. Und auf biesen Bunkt kommen wir Alle und mehr als einmal. Es ist nichts weiter nötig, als der täglichen Tretmühle unserer Handlungen und Bedanken entronnen zu fein, um ftille zu werden in absichts= lofer Berfentung in das Muftern des Laubes und das Blinfen der kleinen Wellen und das Blau des unergründlichen freundlichen himmels.

Sind wir aber erst angelangt, bei uns selbst zu sein,

uns felbst zu empfinden, bann fühlen wir uns auch im felben Moment nicht mehr als ein beschränktes und gebundenes Selbst. Wir find hinausgehoben aus der schrecklichen Enge unseres dunklen, gedruckten Daseins. Wir find frei geworben von jener inneren Ginsamteit, die allen befangenen Seelen die Bruft zusammenschnürt. Und unsere Seele ftromt aus und will mitleben mit anderen Seelen. Bar nicht mit ben besonders hohen und außerwählten, sondern mit benen, die gedrückt und gebunden sind, wie wir waren, mit den fleinen verstokenen Kindern, mit den armen, hilflosen Wöch= nerinnen, mit den Mikhandelten und Zufurzgekommenen, die nach Wärme verlangen. Das ift nicht Mitleid, ein Wort, das durch den Gebrauch, der in diesem Jahrhundert philo= sophisch und humanitär davon gemacht worden, einen wider= wärtigen Beiklang erhalten -- das ist weder mein Leid, noch Dein Leid, noch unser Ausammenleiden. Das ist, weil wir uns leben fühlen in jeder Seele, die lebt, und weil wir uns um so intensiver leben fühlen, je intensiver wir anderen helfen können zu leben. Mit jeder Seele, die wir dem Tod entreifen — dem Tod des inneren und äukeren Sterbens - entreißen wir uns selbst immer auf's Neue dem Tode.

Darum haben wir nichts davon, mit denen zusammenzu= hocken, die es selber warm und wohlig haben. Wir müssen dann an die denken, die frieren und verlassen sind und frieren selbst dabei. Wir wollen Wärme wecken und Wohlsein ausbreiten, um es selber warm und wohlig zu haben. Und die Frauen, die keinen eigenen Herd gesunden und kein eigenes Kind an ihrer Brust zu wärmen haben, — die sind die zuerst Berusenen dazu. Es wird sie dann nicht mehr frieren und sie werden nicht mehr einsam sein. Denn alle Wärme ist nur eine — alle Wärme ist himmlische Wärme.

2

Freilich, wie sollen fie bazu gelangen? zu biefer Bethä= tigung find so gut wie alle Wege versperrt. Es ist eine fast unübersteigliche Rluft befestigt zwischen benen, die zu g e b e n verlangen, um selber zu leben, und benen, die zu empfangen bedürfen, um leben ju fonnen. In einer schrecklichen persönlichen und Rlaffenvereinsamung breht fich jedes Wesen um sich selbst. Sogar in den nächsten und in= timften Beziehungen, benen ber Liebe amischen Mann und Weib, hat das unmittelbare Sichverstehen, Sichineinander= fühlen vielfach auch da aufgehört, wo die natürlichen Bedingungen bafür gegeben find. Wo nicht ber Daseinstampf und die Daseinstaft in ihren schwerften Formen, wie in den jogenannten unteren Rlaffen, Mann und Weib zusammen= halten, tritt diese Entfremdung - von der g. B. die ganze Belletriftif überfliekt - sofort bervor. Sie wird allgemeiner. Marholm, bie Frauen i. b. foc. Bewegung.

je höher die außere Stellung der Betreffenden ift. Es giebt Cheleute, Liebespaare, die nur dann einig find, wenn sie sich gemeinsam über einen Dritten fturgen, um ihn zu schädigen und gegen ihn zu beken. Was die affektiven Gefühle nicht auslösen können, das bewirken die bestruktiven: man findet sich zusammen, man schließt Freundschaften, man verliebt sich in einander — aus Neid auf das bescheibene Gluck von Menschen, die genügsam in und von ihrer gegenseitigen Liebe leben. Das barf nicht zugelaffen werden; es wird empfunden wie eine Beleidigung bes sittlichen Gefühls und es wird verfolgt als wäre es eine solche. Was Nietsche die Umwertung aller Werte nannte, ift in unserer Zeit faktisch ein die ganze Rulturwelt umschnürender Ring geworden: durch eine zum Syftem ausgebildete und bis in's Detail burchgeführte und gegliederte Seuchelei haben die allgemeinen moralischen Werte und die Bezeichnungen für dieselben einen anderen Sinn als den ihnen eigentümlichen erhalten. An dem Gebrauch der= felben in diesem untergeschobenen und forrupten Sinn erkennen fich die Beteiligten wie an geheimen Zeichen; man gebraucht die moralischen Wertbestimmungen wie der Falsch= spieler gezeichnete Karten. Ein Trieb zu haß und Schaden= luft, zu Berftörung und Berfolgung bat wie eine gebeime Anstedung burch bie ganze Welt um sich gegriffen und bieses Gift frißt fich weiter von Seele ju Seele mit jener Augbreitungstraft, die die psychischen Seuchen noch vor den phyfischen voraus haben. Wer aufmerksamer zusieht, wird in den meisten Familien das eine oder andere Mitalied von dieser Seuche angestedt finden: der stechende Blid, die gespannten Lippen, eine beständige Gefränktheit und anklage= luftige Gereiztheit sind die ersten Rennzeichen davon. diese Seelen blüht kein Frühling, sie durchwärmt keine Sonne, fie rührt teine Not und gewinnt feine Bute. Aber ihre Lippen fliegen über von guten Absichten und Liebesbetheuerungen und fie find immer im Recht, mit allem, mas fie Offenes und Verstedtes thun. Jolirt von allem, was mensch= lich und frohmutig, mitfühlend und mitwarmend ift, wiffen fie sich mit Gleichgefinnten unvermerkt zusammenzufinden und au verbinden und geben in Lebens- und Runftauffaffung und für die moralischen Wertmesser oft genug den Ton an. find die Befeffenen unferer Zeit und fie verdienten eine eigene psychologische Untersuchung. Wir treffen sie unter Jungen und Alten, bom Badfisch zur Matrone, vom jungen Weltmann und Frömmler bis zu den älteften Greifen aller Stände, und wie jede Zeit ihre eigentümlichen Erscheinungen und parasitären Lebenszerstörer hat, — so die unsere in ihnen.

Aber es ist auch genug, sie zu kennen und die ganze Gefährlichkeit dieser — wie ich sie nennen möchte — lebens= 8\*

neibischen Secte ift zu Ende. Und erft wenn fie erkannt und durchschaut ift, tann das sociale Ginigungswert zwischen allen warmen und expansiben Seelen beginnen. Es ift noch alles zu thun. Es ist noch fast nichts begonnen. Aber wie follen wir zu Anderen tommen tonnen, ebe wir zu uns felbit gekommen find? Erst wenn wir in uns die Resselln gesprengt haben, mit benen eine burch die Jahrhunderte gewachsene, rein materielle Anschauung des Lebens uns umschnürt von der nicht blos Freidenkerei und Atheismus, von der alle Confessionen wie von einem geheimen Rrebs burchfressen sind - erft wenn wir in allen Fingerspiten Wir find! - erst bann konnen wir Anderen beisteben zu sein, b. h. jenes innere Behagen bes Daseins zu genießen, an das je ber Mensch ein Recht hat und aus bem alles Gute quillt.



## VIII.

## Das Empfinden der Mütter.



as Berhältnis zwischen Mutter und Kind hat immer, und besonders seit der christlichen Zeitrechnung, im Bordergrunde des Interesses gestanden. Das Berhältniß zwischen Mann und Weid ist weit neueren Datums, insosern es der Att einer freien Selbstbestimmung zweier Liebender ist, wie man etwa seit einem Jahrhundert die Sache auffaßt, ohne daß sie sich in ihrem Wesen bedeutend verändert hätte oder dem "Recht des Herzens" in unserer Zeit ein viel größerer Spielraum eingeräumt worden wäre als früher.

Das Berhältniß zwischen Mann und Weib ist im Grunde einsach; das gegenseitige Interesse ersordert so sehr, gut zusammenzuhalten, der natürliche Instinkt des Rechten und Geeigneten wird bei einigermaßen gesund veransagten Individuen die Wahl so entschieden bedingen und bestimmen, daß eine gestörte Ehe bereits eine Form der Selbstzerstörung ist und auch so empfunden wird. Auch die beeinstussende Umzgebung, sofern sie aus Estern und anderen Verwandten be-

steht, wird aus dem selben Instinkt das Zusammenbringen heterogener Elemente nicht gerade zu ihrer speziellen Ausgabe machen. Die unglückliche She ist allerdings das Lieblingskind der modernen Literatur; und auch ein Dichter, der nicht wenigstens einmal geschieden oder seiner Frau davongegangen ist, hat gar kein Ansehen. Aber unsere moderne Literatur arbeitet ja systematisch an der Depression der Lebensinstinkte; und da doch im Grunde die Lehre nichts und das Beispiel Alles ist, müssen den die Dichter hübsch voranleuchten.

Viel feiner, fomplizirter und geheimnisvoller als die Beziehung von Mann und Weib ist bas Berhältnig zwischen Mutter und Sohn. Durch das Verhältniß der himmlischen Mutter jum göttlichen Sohn ift es für alle Zeiten über bas Materielle hinausgehoben, zugleich ganz irdisch und ganz überirbisch. Etwas von der Genitrig und der Dolorosa fällt über jede Mutter, die im Stande ift, sich des Mysteriums bes irbisch=überirdischen Ursprunges jedes Kindes bewußt zu werden. Seit Maria kam, ift Eva nicht mehr ganz und blos nur Eva. Dagegen steht in einer großen Anzahl von Müttern das ganze Leben hindurch Etwas wie ein beständiger Streit zwischen Eva und Maria. Gins ber ftartsten materiellen Gefühle ber Mütter ift bas vom Befit ihrer Rinder. Sie gehören ihnen und fie wollen barauf nicht verzichten. wollen ihre Kinder regieren und nach ihrem Sinn lenken.

Viel deutlicher als die Vatergewalt, die wirklich sehr im Schwinden ift, macht fich in unserer Zeit die Muttergewalt, und zwar in allen Rlaffen, geltend. Sie wollen ihre Rinder nicht fahren laffen, auch wenn diese das Alter bazu erreicht haben. Sie unterwerfen sich dem mündigen Sohn, in den Dingen, die er als Mann entscheiben muß, nicht, sondern fie suchen ihn so lange wie möglich in Unterwürfigkeit zu halten. Das ist vielleicht das deutlichste und zugleich das gefährlichste Beichen, daß es eine Frauenbewegung giebt. Wer bis in seine eigene Kindheit zurüchzuschauen und damit eine Reihe rundherum befindlicher gleichzeitiger Erscheinungen zu vergleichen vermag, wer bann aus seiner Rlasse weiter blickt, auf die Rlaffen unter und über ihm, der wird aus dem Lauf eines längeren Lebens nicht nur eine große Menge Beifpiele gesammelt haben, er wird auch mit Erstaunen bemerken, daß fie alle eine große Gleichartigkeit aufweisen und besonders in protestantischen Ländern deutlich bezeugen, daß die Autorität bes Baters fich im Berbleichen und die Autorität der Mutter fich in einem felbstbewußten Wachsthum befindet.

Die Frauenbewegung entsprang aus dem Geist und den Berhältnissen der Bourgeoisie, — man könnte auch sagen: der Großkaufmannschaft mit ihren Beziehungen und ihrem Druck nach oben und nach unten. Sie datirt mit ihren Anfängen vielleicht gegen die Mitte des Jahrhunderts, sie ge-

hört ganz besonders dem angessächsischen und danach dem nordgermanischen Stamme an. Aber jener Drang nach verstärkter Mutterautorität ist älter. Seine entschiedensten Trägerinnen stehen — oder ständen, wenn sie noch lebten — hoch in den Siedzigen, sie haben schon eine Müttergeneration in ihren Anschauungen erzogen und man sindet sie im Bauernhaus wie auf den höchsten Plätzen.

Es ist ein Bedürsniß nach persönlichem Hervortreten und Herrschen in diesen Frauen gewesen, das noch gar nicht von "Ideen" geleitet und daher so bedeutend durchgreisender war. Und sie gleichen deshalb auch keineswegs jenen großen, von der Kirche erzogenen und geleiteten Müttern des Mittelalters, die die höchsten Tugenden in ihre Söhne und Töchter pflanzten-In ihnen lebte der Geist der Unterordnung unter eine Gemeinschaft, während in unzähligen einslußreichen Müttern der Gegenwart der Geist der Eigensucht und des Eigensinns lebt.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß von der Renaissance ab der Einsluß der Mutter von dem Einsluß der Geliebten, häufig auch von dem einer einnehmenden Gattin abgelöst wurde. An den Fürstenhösen legten davon die Maitressenwirthschaft und die morganatischen Sen Zeugzniß ab. Die ersten Zeichen der Frauenbewegung aber machten sich eben darin bemerklich, daß die Mütter wieder die Herrs

ķ

schaft ergriffen. Eine ganze Reihe europäischer Politiker zum Beispiel besaß in ihren alten Müttern die Borkämpserinnen der Frauenrechte, eben so wie viele der ersten schriftstellernden Frauenrechtlerinnen, die sich gegen die männliche Oberhoheit auslehnten, nicht nur Gattinnen, sondern Mütter waren. Die ehelosen Frauenrechtlerinnen rückten erst hinter dem Rücken und unter der Deckung dieser Pionierinnen ein.

Was dieser Bewegung also von Anfang an zu Grunde gelegen zu haben scheint, mar bas Bedürfnig nach erhöhter Muttergewalt und einem Herabseten ber Batermacht. Mütter begründeten auf ihren intimeren Zusammenhang mit dem Kind durch Schwangerschaft und Stillen auch einen näheren Anspruch auf die Frucht ihres Schokes. Diese Auf= fassung, an sich gang materiell, das Rind nur als ein bloß physisches Produkt betrachtend, geht deutlich hinter das Chri= ftentum und beffen Beift zurud und offenbart fich als einen Ausschlag altnordischen Beidentums. Wir muffen uns erin= nern, daß die nordischen und nordgermanischen Bölfer ein viel jüngeres Chriftentum haben als die füdlicheren. giebt große Länderstreden, wo es beim Eintritt der Renais= sance erst drei= bis vierhundert Jahre alt war. Bon da ab begegneten sich die Reste griechisch=römischen Beidentums, die ber Humanismus ausbreitete, mit bem noch feineswegs erloschenen heidnischen Geift der Vorzeit. Das Weib, des Schutzes ber katholischen Kirche und ihrer auf Erfahrung und Kenntniß fußenden Leitung beraubt, wurde nach und nach in seinen Empfindungen und Anschauungen wieder heidnisch.

Das germanische Beidenweib mar ein ftartgeiftiges Weib. Der reinste Ausdruck des alten Heidentums, die Ebda, ift voll vom erbitterten Kampfe bes Weibes gegen ben Mann; und jene beständige Abwesenheit ber Männer auf Rriegszügen und Seefahrten, die allen nordgermanischen Bolkern eigen= tümlich war, gab den Müttern ganz von selbst eine durch= greifende Macht über die aufwachsenden Söhne. Ramen die Männer dann endlich von ihren Kriegs= und Wanderfahrten heim, dann waren fie gewöhnlich ihren Frauen entfremdet und wenig zur Freude. Aber biefe Stärke bes Weibes, Die fich damals und jest wieder in bem Bedürfniß nach Muttergewalt ausgesprochen bat, ist eigentlich teine Aeußerung geiftiger Rraft, sondern eine Aeußerung geistiger Schwäche. Sie beruht im Grunde auf dem Umftande, daß die Mütter nie aufhören können, in ihren Rindern Rinder zu feben.

Es giebt zweierlei Arten Mütter: jene, die man die indifferenten, und jene, die man die lebhaften nennen könnte. Die ersteren liegen ihrer Aufgabe mit ruhiger Gleichmütigkeit ob und sind vielleicht die besten in der Wartung und Pssege des Kindes während der ersten Lebensjahre. Das Animalische

überwiegt bei ihnen und die Rleinen gebeihen babei. Später, wenn die Rinder größer werden und fich felbst belfen tonnen. laffen die Mütter es hingehen. Sie haben ihr Geschäft vollbracht und nehmen feinen intensiben Anteil mehr an ihnen. Das Rind, wenn es wiebertommt, findet immer ein warmes Edden, einen guten Biffen und eine freundlich ftreichelnde Sand; aber die Mutter hat nicht die geistige Expansion, um sich weiter an seiner Entwickelung intim zu beteiligen; oft fehlt ihr auch die physische Rraft. Anders sind die temperamentvollen Mütter, falls fie biefes Temperament in ihrer Mutteraufgabe fonzentrieren. Für die erften Jahre des Rinbes taugen fie nicht viel, fie "beauffichtigen" lieber die Wär= terinnen. Aber wenn das Rind eine Stufe geistiger Regsamkeit erlangt hat, bann interessiren fie fich bafür. Sie legen auf das geiftige Leben des Kindes Beschlag, piele Mütter besonders auf das der Sohne. Sie leiten fie, mobeln sie, halten sie zum Bertrauen an : sie wollen sie "erziehen". Das ist ihr Ehrgeiz und ihr Machtmittel.

Und hier spaltet sich das mütterliche Temperament wieder in zwei Richtungen. Die einen sind mehr Betrachterinnen. Sie wundern und freuen sich über die Entwickelung einer solchen kleinen Seele und möchten nur immer mitsolgen wie bei dem Wachstum eines Baumes. Die anderen sind gefährslicher. Sie sind die "Leiterinnen", sie wollen die Richtung

geben und die weibliche Energie ist nicht verlegen um Zwangs=
mittel. Beide aber — und Das ist ein eigentümlicher Zug,
ben jede Mutter an sich selbst ersahren kann, wenn sie nur
will — Beide unterschäßen das Kind und insbesondere den
Sohn. Seine innere Entwickelung als Mensch und angehen=
der Mann geht sast immer rascher, als sie glauben. Sie
halten ihn noch für ein Kind, wenn er schon Jüngling ist,
für einen noch zu behütenden Jüngling, wenn er Mann ist.

Und die Knaben lassen sie gern später als nötig aus dem Röckhen heraus und in die Höschen hinein. Denn jede Mutter kann sich schwer entschließen, in ihrem Kind nicht mehr das kleine Kind zu sehen. Nur wo eins auf das andere solgt und zu einer Schar wird, läßt sie sich durch diesen Umstand belehren. Und da hängt es doch auch sehr von ihrer Herzensgüte oder von ihrer eigenen Erschöpfung ab, wie viel sie davon gelten läßt.

Ich darf das wohl sagen, ohne die verehrten Mütter zu fränken, — denn mir geht es auch nicht anders. In meiner Borstellung, wenn ich an meinen Buben denke, ist er immer nur ein ganz kleines und der Hilfe bedürstiges Kind. Und mir kommt es manchmal vor, als ob der Schlingel auf seine Mama etwas heruntersieht.

Im Mittelalter that man die Buben mit sieben, acht Jahren aus dem Haus, jum vornehmeren Gutsnachbar, jum Pfarrer oder in eine geistliche Schule. Mit vierzehn Jahren ritten sie schon mit über die Alpen. Sie lernten früh auf sich selbst vertrauen und wurden in Wind und Wetter und Gesahren zeitig gestählt. Zetzt sitzen sie, wenn sie nicht gerade besonderer "Rachhilse" bedürfen und deshalb in eine Anstalt gegeben werden, sosen die Eltern in einer Stadt wohnen, zu Hause bei Mutter dis zur Universität oder dem Polytechnikum. Der Bater kümmert sich nicht um sie: die Mutter "leitet" die Erziehung. Ich bin da mehr für die Sitten des Mittelalters.



lX.

## Das Weib und die Mode.





an hat die Bekleidung öfters einen Ausdruck des Kunststinnes genannt. Was mir aber noch nirgendwo aufgestoßen, das ist — daß man die Bekleidung einen Ausdruck der Lebensanschauung genannt hätte. Ich glaube, dieser Gesichtspunkt ist gar nicht zu verachten. Wir kennen alle den gangbaren Ausdruck: Kleider machen Leute; das ist auch richtig genug für den auss Neußere gerichteten Sinn. Will man die Sache aber ein bischen tieser auffassen, so kann man auch sagen: Kleider machen Charaktere, und das kann jeder Mensch, resp. jede Dame, die auf sich acht giebt, au sich selber ersahren.

Rehmen wir eine wohlgekleidete Dame vom Ende diese Jahrhunderts — nehmen wir einsach uns selbst, wenn wir ausgehen, um Bisiten zu machen, und fangen wir mit den Füßen an. Wir haben kleine, runde, bewegliche Frauensüße, die stecken wir in lange, enge, platte, spisschnäbelige englische Schuhe, die uns die Zehen einklemmen, die Spanne zu=

sammendrücken, daß wir Krampfziehen unter der Sohle befommen, die Ferse wundscheuern und uns zu dem Marschschritt ber langen, bunnbeinigen englischen Miffes zwingen. haben eine fräftige, stämmige Taille, die uns gestattet, erquicklich bis in den Magen hinunter Atem zu ziehen: schnuren wir schon fest unter bem Bruftforb ein, so bag bie Betrachter aufgefordert werden, ihre Gedanken in erbaulicher Weise auf das menschliche Gerippe im allgemeinen und unser inwendiges Totengerippe im besonderen zu lenken; denn ein icon aufgeputtes Gerippe kann man gerade so bunne um die Taille machen, da es dort nichts anderes hat, als die Wirbel-Unseren runden vollen Frauenhals zwängen wir in jäule. ben engsten und bochsten Militärfragen - je höher besto schöner — so daß das Kinn scharf darüber hervorsteht und wir nicht wissen, wie wir beim Lesen ober Essen ben Ropf gesenkt halten sollen. Unsere Glacehandschube klemmen uns, daß wir schreien könnten, wenn wir unsere Schleppe in ber einen und unseren Regenschirm in ber anderen Sand balancieren muffen. Auf dem Ropfe unter dem schweren Blumagenhut haben wir in unserer schönen Frisur einige Haarnadeln, die fich damit vergnügen, uns langfam ein Bufchel zu ftraff gespannter haare auszureißen, und unser enger Rleiberrock kann uns bei jebem unabgemeffenen Schritte zum Fallen bringen.

Männer, die in diese aufrichtige Beschreibung zufällig einen Blick wersen, werden mitleidsvoll erschrocken sagen: das ist ja eine Marter. Aber die Gemarterte wird mit lächelndem Munde antworten: O nein, das ist eine Annehmlichkeit. Und sie lügt gar nicht. Wenn sie so recht schön und
mit guten, modernen Sachen geputzt, spazieren gehen und sich
anderen zeigen kann, dann hat sie eine angenehme Empsindung; sie ist mit sich zusrieden. Wenn man jung ist — und oftmals wenn man nicht mehr jung ist — ist man mit sich um
so zusriedener, je ähnlicher man sich im Spiegel einem Modejournalbilde sindet. Und hat man es gar erreicht, einem
Lieblingsbilde ähnlich zu sehen, dann ist man nicht gerade
gefühllos gegen die Kunst der berühmtesten Maler, doch man
sieht etwas auf sie herab.

"Wie leidet die Gesundheit bei solch einer Bekleidung!" jammern die Aerzte und die Reformtrachtverkunderinnen.

Ach, ob die Gesundheit so dabei leidet — das lassen wir dahingestellt. Man sagt zwar: Hoffart leidet Pein, aber auch: Staat friert nicht, und welches junge Mädchen hätte nicht schon im Ballkleid die bedenklichsten Abkühlungen kraft der inneren Freudigkeit glücklich überstanden. So kann man auch sagen: Eleganz macht nicht krank. Schließlich zwingt die beengende Schönheit dieser Toilette doch dazu, sie nach vollbrachten Thaten zu Hause schleunigst auszuziehen. Der

Gefundheit schabet sie vielleicht nicht, aber sie schabet dem Charatter.

She ich aber auf diesen schwierigen Punkt komme, möchte ich noch etwas länger bei den weiteren äußeren Eigenschaften unserer modernen Toilette verweilen.

Seit einigen Jahrhunderten können wir an allen Trachtendarstellungen sehen, daß die Frau immerzirgendwo von ihrer Kleidung eingeschnürt wurde. Irgendwo mußte man sich klemmen und drücken lassen im Dienste der Schönheits- oder sagen wir auch der Zeitauffassung. Die Mode unserer Tage aber unterscheidet sich dadurch wesenklich von den Moden früherer Tage, daß wir uns jest — überall klemmen und drücken lassen müssen: am Halse werden wir sanst strangulirt, unter den Rippen werden wir stramm eingeschnürt, um die Beine windet sich wie eine immer enger werdende Schlinge das Kleid, und um die Arme und das Armsoch spannen die neuen Aermel so fest, daß uns die Muskeln des Ober- und Unterarmes schmerzen. Wie es Händen und Füßen ergeht, habe ich schon oben erwähnt.

Was ist das alles für ein seltsamer Ausdruck des Zeitzgeistes, während zugleich so viel für die Freiheit der Frau geredet und geschrieben wird?

Es ist wirklich eine eigene Sache mit der jetigen Frauen= kleidung. Betrachtet man sie ohne jene tief eingewurzelte Be= wunderung für das Modejournal, die wir alle empfinden und von der eigentlich nur die Wenigen ausgenommen sind, die wegen körperlicher Hindernisse den Gedanken sahren lassen müssen, sich auch nur einigermaßen einem Modejournalvorbild anzuähneln, so muß man sagen: die heutige Frauenskeidung ist ein Futteral. Wie stimmt das mit der Frauenbewegung, die sich eben aus den Futteralen befreien will? Was für ein Geist regiert denn eigentlich als oberster unsere Zeit?

Und daran können wir gleich die Frage schließen: wie wirkt die Toilette auf den Charakter, bezw. in diesem Falle: wie wirkt eine so systematisch durchgeführte Einschnürung auf den Charakter der Frau?

Jeder weiß: wenn es mich hier zwickt und da zwackt und dort klemmt und anderswo reißt, dann werde ich böse. Ich kann gar nicht anders, als böse werden. Aber für die mobern gekleidete Dame liegt die Sache nicht so einsach. Worauf soll sie denn böse werden, wenn sie sich gefällt? Auf sich selbst kann sie nicht böse werden, da sie doch mit sich zufrieden ist. Und böse wird sie, das kann sie nicht verhindern. Sie gerät in einen Zustand von Empörung. Dieselbe schlägt zunächst nach innen. Und das schadet der Gesundheit. Wenn sie aber eine Weile nach innen gewurmt hat, dann will sie auch nach außen wurmen. Und dann wird man reizbar.

3

Die Kinder schreien auch so viel, und der Cheherr sieht einen schief an. Was hat der für einen Grund, mich schief anzusehen? Dann sehe ich ihn auch schief an! Der Cheherr merkt das. Auch er ist mit einem Wurm nach Hause gestommen, den er mild gesonnen in seinem Busen begraben wollte. Aber solche Blide von seiner besseren Hälfte läßt er sich nicht gesallen. Und alsbald entwickelt sich eine häusliche Scene. Und die Kinder verkriechen sich heusend und sitzen in den Winkeln und grübeln über ihre ersten zerstörten Mussionen.

Aus kleinen Reizungen kommen große Reizungen. Wer selbst so viele Opfer bringt, um einem Ibeale nahe zu kommen, wird krittlich gegen andere. Man skellt hohe Anforderungen an die äußere und die innere Schönheit seiner Mitschwestern und sindet, daß sie weit entsernt sind, diesen Ansforderungen zu genügen. Mit den Dienstmädchen, die auch ein bischen sester um Hals und Taille geschnürt sind, als ihrem seelischen Gleichgewichte gut thut, kommt man leicht in Widerspruch und schwer zur Uebereinstimmung.

2

Wegen ihrer Launenhaftigkeit, Tude, grundlosen Bosheit und plöglichen Stimmungsumschläge hat man die Frau von altersher: das Gefäß des Bösen genannt. Manche philosophirende Männer betrachten sie noch heute in einem verborgenen Herzenswinkel als ein gelegentlich süßes, liebes Gefäß bes Bösen. Sie hüten sich nur, es merken zu lassen. Ueber sich seicht sind sie in der Psychologie schon viel weiter vorgeschritten. Bereits der dänische Dichter Holberg warf vor einem Jahrhundert die Frage auf: "Man sagt wohl: Jeppe trinkt! Aber warum trinkt Jeppe?" Nun, für diese kleine männliche Schattenseite sind denn auch die tristigsten volksphichologischen, socialpolitischen und psychologischen Erksärungen abgegeben worden. Aber noch hat niemand die Frage aufgeworfen: Man sagt wohl, die Frau ist bös. Aber warum ist die Frau bös?

Physische Schmerzen wirken auf die Seele zurück. Körperliche Einschnürungen verengen das Gemüth und verbittern
das Herz. Wer schuldlos leidet, wirft die Schuld auf andere.
Schon sehr weit zurück können wir an den Trachten der
Frauen wahrnehmen, daß sie physisch unter benselben leiden
mußten. Woher kamen diese Trachten? Sie wurden von
der Mode gebracht. Woher nahm die Mode sie? Ja, wo
kamen diese Eingebungen her? Sie entsprangen nicht aus
dem Schönheitsgefühl, denn sie widersprechen demselben sehr
häusig und sehr rücksichtslos; ja, sie sind manchmal, z. B.
um die Wende des vorigen und in der Mitte dieses Jahrhunderts, ganz karrikaturenhast. Bequemlichkeitsrücksichten waren
nie für die Mode vorhanden; viel sieber ging sie jeder Rück-

sicht auf das Bequeme schnurstrads zuwider. Sie folgte einem ganz bestimmten deutlichen Gesetz, das sich um das Wohlergehen, Aussehen, Empfinden der Unterworfenen gar nicht kümmerte. Was war sie also? Sie war ein Ausdruck und Kennzeichen der Unterwerfung und schmückte sich immer auch mit den äußeren Zeichen des Zwanges, dem Unbequemen und dem Ungesunden.

Darum entstanden die Moden auch immer an den Stellen, wo die Herrschaft sag und von wo aus sie ausgeübt wurde.

Im fleinen kann man das leicht um sich herum beobachten. Jede Frau, die Selbständigkeit hat, schlägt der Mode ein Schnippchen. Wenn mir die über die Ohren hängende Frisur nicht steht oder nicht gefällt, dann setze ich eben mein Haar in einem Knoten auf dem Wirbel auf. Und wenn ich einen Hals habe, der mit seiner Bewegung sagt: das bin ich! na, dann fällt es mir gar nicht ein, ihn in einen Militärkragen zu steden. Warum soll ich mir die Aermel bis an die Fingerspitzen ziehen, wenn ich keine dünnen Stöcke zu Armen habe? Zede Frau mit Individualität wird sich gegen die über ihre Person ausgeübte Herrschaft der Mode auslehnen und mit ihr einen Separatfrieden schließen, bei dem sie nicht die Untersliegende bleibt. Und diese Abweichung von der Herde wird ihr gleich einen Reiz verseihen.

Schon im Mittelalter klagten die Bußprediger über die Moden, aber sie eiserten dabei nicht sowohl gegen die dem menschlichen Körper angethane Gewalt, wie gegen die Pracht der Kleidung. Diese Pracht: die Schönheit der Stoffe, die Kühnheit und Eleganz des Schnittes, der Geschmack der Borden und Zierate war außerordentlich, wie wir noch heute auf den zahlreichen Heiligen= und Donatorbildern, z. B. der Kölnischen und Flämischen Meister, sehen können. Zugleich hatte die damalige Kleidung eine Gediegenheit und Dauer=haftigkeit des Stoffes und der Farben, und einen Reiz der Farbenzusammenstellungen, wie sie später nicht mehr vorkamen. Wir sinden gleich in der nächsten Periode die Uebertreis dung und von da ab das zunehmende Abbleichen, dis endlich eine Periode der Furcht vor der Farbe kam, die dicht hinter uns liegt und in der wir noch stecken.

Die weibliche Kleidung im Mittelalter war durchgängig an Bruft und Aermeln sehr eng anliegend. Der Hals war frei, die Taille war hochgegürtet und ließ allen wichtigen Organen des weiblichen Körpers die ungehinderte Ausbehnung und Bewegung.

Mit der Renaiffance, dem Umfturz des Mittelalters, der Reformation, der Religionsrevolution von oben in England, den Hugenotten und der Bartholomäusnacht in Franfreich, kam eine durchgreifende Beränderung in die Rleidung, besonders die weibliche. Zunächst murde fie unanftändig. Die Rennzeichen ber Schwangerschaft wurden auf alle Frauen. auch die jungen Mädchen, burch den Modeschnitt ausgedehnt, — die Tracht der Männer war natürlich dem entsprechend. Die Anfänge des stehenden Beeres, die Landstnechte, führten dazu jene gepufften und gebauschten, zerhackten und zerschlikten Trachten von toller Bapageienbuntheit ein, in denen sich die gespreizte Eitelfeit und die Freude an der Zerftörung in der Mighandlung bes guten Stoffes zeigte. Die Bruft der Frauen wurde in die Höhe geschnürt, freche Haltung vereinigte sich mit der Betonung der Mutterschaft. Die Frommen dagegen vermieden um fo mehr die bunten und frohen Farben, aogen sich dufter und schwarz an, ebenso wie ihre Frauen und Töchter. Das Schwarze tritt überhaupt hervor, wie nicht früher, und wird bas Ausrufungszeichen für eine ernfte und fittliche Befinnung.

Im letten Viertel des 16. Jahrhunderts hat sich der Umschlag deutlich vollzogen und die neue Tracht gebildet.

Die Schnebbe und der Reifrock haben sich eingefunden. Katharina von Medici prangte in Schnebbe und Reifrock ebenso gut wie Elisabeth von England, die beiden Führerinnen von Katholicismus und Protestantismus: denn es handelt sich gar nicht um Religion. Die neue Staatsform drückte sich in den weiblichen Pruntkostümen als ungeÌ

heuere Geschwollenheit aus. Die Dame im Reifrock brauchte vor allem Plat. Sie ist eine schwerfällige Maschine, die verlangt, daß man überall aus dem Wege geht. Die lange, breite, tief hinabreichende Schnebbe verhindert sie, sich zu bücken, der Reifrock verhindert sie, sich rasch und leicht zu bewegen, die gewaltige, schwere Schleierhaube sich umzusehen. So segelt sie vorwärts — das erste Symbol des Absolutismus.

Alsbald aber sängt die Schnebbentaille — anfangs noch sehr geräumig — nicht nur an, sich zu verlängern, sondern auch zu verengen. Das Weib wird eingesich nürt. Einige Jahrzehnte weiter — und sie wird Wespe. Wer im Musée de Cluny und anderen Museen die Schnürzleiber unserer Ururgroßmütter sieht: steif, hart, mit langen undeweglichen schmiedeeisernen Planchettes — unbarmherzig wie das System, das über allen lag — dem kann es grauen. Dazu die hohen Stöckel unter den Schuhen! Es wird keine Rücksicht mehr genommen, weder auf die Trägerin dieser Pracht, noch auf die Leben, die sie in die Welt zu setzen hat. Sie soll reizend sein, das ist die ganze Aufgabe des Weibes.

Die Revolution brachte die Karrikatur — der Antike. Sieht man die Modebilder jener Zeit, so glaubt man, die Männer seien aufgeputzte Tollhäusler und die Frauen lächerslich gewordene Göttinnen. Als Balkostüm war ja die antike

Tracht ganz schön, aber als tägliche Kleidung, aus dunklen Stoffen mit langen Aermeln — zum erstenmal steckte die Frau in einem unter den Armen zugebundenen Sacke.

Und langsam fängt der Reifrock wieder an hervorzusschleichen: als Arinoline. Er fommt mit Louis Philipp, er breitet sich gewaltig aus unter dem bürgerlichen Imperialismus der Periode Napoleons III. Nie war die Kleidung der Frauen so gottverlassen häßlich wie zur Aufschwungszeit der sinanzstarten Bourgeoisie. Die Haare glattgeleckt und über Wustte gestrichen, die Taille ebenso glatt gestreckt und unten settgeschnürt, die dütensörmig offenen Nermel und der trichterssörmig nach unten sich erweiternde Rock! Und Borsicht war nötig, wenn man sich setze, sonst schlug der bewegliche Trichter im Halbbogen nach oben auf, und das verbot doch der Anstand.

Später ging es dann hübsch häßlich weiter, bis wir um die Jahrhundertwende an die Schlangenhaut gelangten. Diese ift jetzt zur erreichbarsten Bollkommenheit entwickelt. Das Ideal jener Kreise, welche die Mode schaffen, ist: das Weib als Schlange. Dies ist der Modethpus in den englischen Modeblättern — und die englische Mode hat ja seit Jahren der französischen, die schmalen Hüften haben den breiten Hüften den Rang abgelaufen. Vielleicht haben die englischen Schneider die Schlangenvorliebe aus Indien herübergebracht. Ich sah

neulich solch ein Mobekupfer. Der an der Erde schleppende Rock breitete sich freißrund wie die Ringe, welche die Schlange am Boden schlägt. Dann steigt sie steil in ein paar Biegungen, welche die unerläßlichsten Umrisse der weiblichen Gestalt bezeichnen, empor und wiegt ihr ganz kleines Röpfsen mit dem spisen Haartnöpschen auf halbstrangulirtem Halse. Glatt wie die Haut der Schlange spannt überall das Kleid. Nur eins hat die Schlange nicht, was das Weib hat: zwei Urme zum Halten. Darin ist die neue Versucherin der alten vom Stamme der Erkenntnis über.

Aber niemand, als man uns diese Mode aufzwang, hat uns gefragt, ob wir auch Schlangen sein wollen?

Wozu ich diesen kurzen Ueberblick über die Modeentwicklung der weiblichen Tracht schrieb? Um auf einen Ausgangspunkt zu kommen, der nicht mehr die Mode ist, aber
in dem die Mode sich so deutlich und gar nicht wegdisputirbar
zeichnet, wie kaum in einer anderen Zeiterscheinung. Ich
sagte vorhin: sie sei der Ausdruck und das Kennzeichen der
Unterwerfung und schmücke sich immer auch mit den
äußeren Zeichen des Zwanges. Selten nur hat sie sich mit
so sichtbaren und unbequemen Zeichen des Zwangs geschmückt,
wie gerade gegenwärtig. Wir müssen scholliches zu sinden.

Und doch hatten damals die Bruft, die Unterarme und die Beine freie Bewegung — nur die Mitte, jene wichtige Lebensmitte, war fest zusammengeschnürt; denn Niemand war es gestattet, selbstsüchtig an eine gesunde Nachkommenschaft zu densen. Man hatte nur mit allem, was man war und hatte, den Augen des hohen Landesherrn und hoher Borgesester zu behagen. Die ganze Welt war eine fünstliche Welt geworden: tanzende und lächelnde Porzellanfiguren! Man durste nicht weinen, man durste nicht slagen, man durste nicht ausschieden. Wan tanzte und lächelte sich in die Revolution hinein.

Heute macht man das nicht mehr so graziös. Die Finesse ist ganz dahin. Man ist sauer und prüde, oder man ist gemein. Das kommt eben davon her, wo der Ton angegeben wird. Eine Frauenwelt, die von den Ohren bis an die Fingerspisen und an die Fußzehen in einem Futteral steckt, bietet eine amusante Illustration zu — der Freiheit der Frau. Man kann sich nicht einmal in seinen eigenen Kleidern rühren, aber man betheuert auf allen Versammlungen das mächtige Umsichgreisen der Frauen bewegung. Man ist so sittlich, daß man sich dis hinter die Ohren und in langnachschleppende Kleider verhüllt, aber zugleich decolletirt man sich auf den Bällen bis unter die Armhöhlen und an jene discrete Stelle, die sonst nur der Säugling zu sehen und

au faffen bekommt. Wem zu Gefallen geschieht benn bas

Freilich: man radelt auch in Pumphosen herum, man zieht eine Blouse gleich über das Hemd und sieht aus, daß es Gott erbarm! weder wie Mann noch wie Weib. Die Freiheit hat die Frau. Sobald sie Geschmack, Anmuth, Takt, Weibsein ablegen will, hat sie alle möglichen Freisheiten. Sie muß sich dann nur dazu verstehen, drittes Geschlecht zu sein. Jenes dritte Geschlecht von spinsters und Arbeitsbienen, — das mehr oder weniger gut bezahlte, genährte und gekleidete, unpersönliche Werkzeug, — das sich von England, seinem Stammboden, aus über die ganze Welt ausbreitet. Das ist die der Frau gestattete Form, in die sociale Bewegung einzugreisen, wenn sie nicht so situirt ist, um sie in großer Toilette als Sport aus ganz uneigennützigen "humanitären" Interessen zu betreiben.



X.

## Ehe, Cölibat, Prostitution.



ir sehen auf eine sehr seltsame Weise durch alle Beiten diese Dreitheilung gehen. Sie ift schon in gang früher Zeit, lange vor dem Chriftenthum, beruflich ge= regelt. Die Zahl ber colibataren Frauen ift allerdings im Altertum noch fehr gering und fie dienten, wie g. B. die Beftalinnen, ausschließlich Rultzwecken. Ebenso bienten die Proftituirten, wie wir sie heute nennen, religiofen Berrich= tungen sowohl bei den europäischen wie bei den asiatischen Bölfern bes Altertums. Es ift zu vermuthen, daß bas für fie innerhalb der Lebensformen ihrer Zeit eine vorteilhafte und geschützte Stellung gewesen sein wird. Jedenfalls hat die driftliche Welt die Prostitution aus dem Altertume überkommen, sie hat sie einfach in den Städten und an den Stellen großer Menschenzusammenfluffe, wie Safenplate u. bergl. vorgefunden und sie hat sie ebenso wenig ausge= rottet, wie die an denselben Orten ausgeübten Geheimculte. Bielmehr brang beides in fie ein, wechselte nur seine außeren

Formen und frak in der neuen Weltanschauung und unter ben neuen Bölfern heimlich um fich. Und von jenen frühen Zeiten an bis auf den heutigen Tag beachtete man das nicht Mit der Broftitution beschäftigten sich wohl die Magistrate der Städte immer schon bald nach einer neuen Städtegründung und erließen nütliche Berordnungen über bie "Fräuleinhäuser" in für die Schreibscheu jener Zeit gang auffälliger Menge. Die hoben Damen der Gesellschaft waren auch in jener Zeit gar nicht so prüde wie jest, sie interessirten sich gang offen für das, mas bei diesen "Damen" vorging, wovon 3. B. die Dichtungen der hohen Nonne Rhosmita, der Schwester Kaiser Otto's I., beutliches Zeugnis Dagegen zog, soviel mir bekannt ift, die Rirche diese sociale Erscheinung wenig in den Rreis ihrer Aufmerksamkeit. ebenso wie fie keinen ausgesprochenen Rampf gegen die Beheimculte führte, da diese, gang wesensverschieden von dem immerfort auftauchenden und sofort von ihr befämpften Seftenwesen, sich nicht dirett gegen die Lehren der Rirche auflehnten, sondern eher bestrebt waren, sich in sie hineinzuschmelzen. Noch in so später Zeit wie unter Ludwig XIV, finden wir mit Prostitutionshandlungen zusammenhängende Culthand= lungen in der Hofgesellschaft ausgeübt und eine Brücke bildend ju ber unterften hefe ber Bevölkerung, die an den Wällen und in den hintergaffen der Residenz wohnte. Die ae=

heimnisvolle Halsbandgeschichte, dies Glodenzeichen der Revolution, in der eine Königin, eine Dirne und ein Cardinal
in die intimste Beziehung zu einander gebracht waren und
beren Fäden nach England hinüberliesen, deutet gleichsalls
auf einen solchen Zusammenhang. In den Fällen, wo diese
Geheimculthandlungen entdeckt wurden, wie unter dem,
von ihnen persönlich umsponnenen und, wie berichtet wird, an
ihnen theilnehmenden Ludwig XIV. l'état c'est moi! sielen
sie unter die bürgerliche Justiz — soweit das eben möglich
war. In den Gerichtsacten sind denn auch die wenigen, auf
dies dunkle Gebiet bezüglichen Ausstrungen zu suchen.

Im Mittelalter stellte sich die Frage: Cölibat oder Prostitution? mit einer Schärse, wie sie sie erst wieder in letzter Zeit angenommen hat. Es war einsach eine Bersorgungsfrage der Frauen. In der ganzen germanischen Welt schied die Ehr diese beiden Endpunkte scharf von einander. Durch eine unendliche Anzahl von Stiftungen war für die Unterbringung der unverehelichten Töchter aller Klassen vorgesorgt und die Klassenscheiden wurde auch in einer Reihe Klöster, die sich nur aus ihren eigenen Kreisen ergänzten, streng aufrechterhalten. Die Prostituirten ihrersseits waren in Frauenhäusern untergebracht, denen ein Wirth vorstand, und sie können es nicht schlecht oder armselig geshabt haben, da die Sitte herrschte, kaiserliche und andere

Gesandte und sonstige Personen von hoher socialer Stellung auf Rosten des Stadtsäcklä in diesen Häusern zu bewirthen und freizuhalten, worüber die Rechnungsbücher der Reichseund Hansestädte aussührliche Rubriten ausweisen. Nur den großen politischen und socialen Einfluß der in Frankreich und Italien frei und unabhängig residirenden Courtisanen erereichten die Prostituirten in den germanischen Ländern nicht. Das Temperament war ihnen dazu nicht günstig.

Mit ber burch die Religionsfriege und ben breißigjährigen Rrieg über gang Europa bereingebrochenen Verarmung hörten bann dieje Berforgungsanftalten faft vollständig auf. Die Rlöfter verschwanden ebenso wie die Frauenhäuser. Die sigengebliebenen Töchter und das Spelunken=, Gefindel= und Buhälterwesen trat an die Stelle. In der geschichtlichen Entwicklung betrachtet, sant von da ab die Prostitution in jene namenlose Verachtung, in bas Untermenschliche berab, wovon anständige Frauen überhaupt gar feine Ahnung hatten und erstaunt=unschuldig aufsahen, ober auch niedersahen, wenn aus einem Herrengirfel eine wiehernde Anspielung herüber= flang. Die Kluft zwischen ber Erfahrenheit ber Männer und Unerfahrenheit der Frauen wurde im nun gangenen Jahrhundert wirklich zu unnatürlich. Sie offen= barte mehr durch Heuchelei plump verkleifterte Robeit als alle Leichtfertigfeit früherer Jahrhunderte gusammen.

Nun sind diese Fragen wieder brennend geworden. Was machen wir mit unseren unversorgten Töchtern und wie steuern wir der indirecten und directen Prostitution? Die Frauen interessiren sich jetzt sehr für diese Fragen. Und sie haben auch wirklich Grund dazu. Sie gehen sie doch näher an als die Männer — das muß eingeräumt werden.

Im setzen Grunde sind beide Fragen eine einzige. Sie kommen beide aus der Unversorgtheit. Es besteht nur ein Rlassenunterschied zwischen den Unversorgten, und dessen Grenzen sind auch kließend.

Was bisher zur Abhilse geredet, geschrieben, geseistet und geplant worden, können wir übergehen. Es ist, als ob man eine sumpfige Gegend durch Anlegung von Tümpeln zu drainiren versuchen wollte.

Es haben benn auch die meisten "Autoritäten" auf wissenschaftlichem und praktischem Gebiet schon erklärt, daß gegen die Prostitution nichts zu machen sei. Damit scheidet also diese Frage für die gebildete Menschheit einsach wieder aus. Es bleibt nur noch die andere wegen der unversorgten Töchter. Es handelt sich darum . Frau oder Jungfrau?

Dies könnte eine sonderbare Frage scheinen und eine Frage, die in unserer Zeit gar nicht gestellt werden kann; die überhaupt zu keiner Zeit gestellt werden konnte. Und

boch ist sie gestellt worden, und diese Frage hat das ganze Mittelalter beherricht. Ein großer Teil von später als Beiligen verehrten Frauen hat sich gegen die Ehe, b. h. gegen eine Berbindung, zu der Eltern, Bermandte oder Bormunder sie zwingen wollten, aufgelehnt und es vorgezogen, sich dem Himmel zu weihen, sei es bis in den Märtyrertod. Selbst gegen eine erzwungene Berbindung mit einem Manne, ber ihr Liebe entgegentrug und ben fie jum Chriftentum gu bekehren vermochte, hat sich die heilige Cacilia gesträubt und ging lieber mit ihm zusammen in den Tod. Was ift dies? Eine Auflehnung gegen einen 3 mang. Nie hat die Frau bas erfte aller Rechte, bas Recht an fich felbft, mehr geltend gemacht, wie zu jenen Zeiten bes glübenden Blaubens. Ja, auf der Freiheit der Selbstbestimmung ift die ganze Idee der Kirche aufgebaut, und da war es selbstverständlich, daß diese Freiheit nicht als eine endliche, beschränkte, irdische, sondern als eine unendliche, unbeschräntte und überirdische aufgefaßt werben mußte und aufgefaßt ward. Das ift ein wichtiger Umstand, den jedes Weib fich gewärtig halten sollte, denn darauf beruht die ganze Tragweite seiner perfönlichen Freiheit. Nicht als ein endliches, irdisches Wesen ift es frei, benn in der Endlichkeit ift alles durch unzählige und verschiedenartige Bande unter einander verfnüpft und verwickelt, von einander abhängig und von einander beein=

1

flußt. Als ein endliches, materielles Wesen ist sie gebunden, als ein unendliches, immaterielles Wesen kann sie gar nicht gebunden werden; sobald sie sich auf diesen Boden stellt, ist sie frei. Ihren Leib kann man tödten, ihrer Selbstbestimmung — der Seele, die das Leben ist — kann man nicht habhast werden.

Dies ist der erste Ausgangspunkt. Bon den Urzeiten des Christentums an stellte sich an jedes Weib die Frage: willst du dem Himmel oder der Erde dienstbar werden? Und je schrecklicher die Zustände auf Erden, je peinigender die Qual des Daseins war, desto leichter ward die Frage entschieden.

Jest befinden wir uns wieder in einer Zeit anscheinend unlösbarer Gegensäße. Und der große Gegensäß treibt den großen Gegensaß hervor. Wieder will das Weib frei werden von einem unerträglichen Zwang, der seine ganze Materialität gefangen hält. Unzählige junge Mädchen fühlen ein dunkles Grauen, wenn sie die Shen ihrer Eltern, Geschwister, Freundinnen betrachten. Ist das Alles, was das Leben zu bieten hat? Ist das die Liebe? ist das das Glück? Soll ich kümmerliche, schlechtgenährte Kinder gebären, damit sie das Elend eines gebeugten und geplagten Daseins fortsehen? Soll ich alle Tage mit dem elenden Groschen rechnen und doch nicht damit haushalten können? Soll ich den Mann, ben ich nehme, weil er sich eben eingesunden, frühzeitig altern

und schlaff werben und mich ebenso freudlos altern seben unter dem ewigen Triebrad täglicher mechanischer Mühen? Soll mein Beift fich gar nicht aufrichten, meine Bruft gar nicht ausathmen können? Und nicht nur die in den ge= brückten Stellungen und den Niederungen des Lebens fragen Auch junge Mädchen aus den Rreisen der Besitenden und "Glücklichen" fragen dasselbe. Auch um fich berum sehen sie jene Dede der Seelen, die nicht allein die Begleiterin der Armuth ift. Manches junge Brinzeschen schaut ebenso fragend und befümmert in's Leben hinein. Und wie verbreitet ift diese Stimmung nicht in den Rlaffen, die den Schein des Glanzes mit tausend heimlichen Entbehrungen aufrecht erhalten, wo die Töchter dem Fortkommen der Söhne geopfert werden, wo man sich täglich mit Etel zum Umgang mit reichen Varvenus und oft zur Ehe mit ihnen gezwungen Alles steht wieder auf einem Bunkt, wo es nicht fieht? weiter geht, wo sich das Materielle vom Immateriellen icheiben muß.

Da kommt es auf ein Einziges an. — auf Alarheit. Die Zeiten der größten Inbrunst waren in der Scheidung des Materiellen vom Immateriellen auch immer die Zeiten der größten Alarheit. Es kann kein Weib sich verstandesegemäß und nüchtern entscheiden, ob sie Frau werden oder Jungfrau bleiben will, wo nicht eben jene äußeren Hindere

nisse vorhanden sind, die den nüchternen Beschluß ziemlich selbstverständlich machen. Die meisten lassen es auf's Abwarten ankommen. Sie warten erst auf die Liebe, dann auf die gute Partie, dann überhaupt nur auf eine Partie. Sie übertreiben erst ihre Ansprüche und stimmen sie nach und nach dis unter's zulässige Maß hinab. Inzwischen ersernen sie dies und das, um sich etwa auch selbst versorgen zu können. Aber es schmeckt ihnen alles unterdessen immer schaler und ihr Gemüth wird immer bitterer, die sie endlich resigniren. Und dann ist die alte Jungser sertig, die man jetzt ansängt "das jungsräusliche Weib" zu nennen.

Aber die "alte Jungfer" ist nicht so schlechtweg "das jungfräuliche Weib". Die physische Unberührtheit ist nicht jenes Leuchten der Seele, das nur dort vorhanden ist, wo die Wünsche nicht auf physischen Wegen wanderten. Das gezwungene Entsagen ist nicht der herzhaste und freie Entschluß, der nur jenen Blid durchwärmt, der nicht erwartungs-voll und lodend von Mann zu Mann geglitten. Die Seele ist nicht mehr rein, und sie ist für nichts besteckt worden, und daraus entspringt die Ecigseit und Schärse der alten Jungser.

Und sie fühlt, daß ihr Unrecht geschehen. Und es ist ihr Unrecht geschehen. Ein ganz allgemeines Unrecht, das im Geist ber Zeit und ihrer Umgebung gelegen, ist an ihr ver=

übt worden. Sie ist durch die allgemeinen Anschauungen, die Bäter und Mütter, Onkel und Tanten und ihren ganzen Areis beherrschten, auf salsche Wege gelockt worden. Sie ist dazu erzogen worden, sich auf's Warten und Abwarten zu verlegen und zu thun, wie die Meisten. Und sie hat den Meisten nachgeahmt, weil sie es nicht besser wußte. Und sie hat dabei etwas zugesetzt, was ihr allerpersönlichstes Wesen, ihr innerstes Eigentum war, und es ist verloren gegangen, und nicht einmal durch eigene Schuld, nur weil sie es nicht besser wußte.

Die meisten machen sich diesen inneren Zustand nicht klar und können ihn sich auch gar nicht klar machen. Aber sie empsinden ihn. Und es frist sich nichts so ties und nagt so unablässig, wie das, was das Weib empsindet und nicht aus-drücken kann. Und das geht gar nicht bloß so mit den Bezgabten und Hervorragenden. Diese sinden eben schon Worte wosür hätten sie soust soviel gelesen, — ob nun die richtigen oder unrichtigen? Aber sie, die sich durch nichts auszeichnen, die ganz Gewöhnlichen, die nur das eine oder anzbere kleine Geschick haben, das gute Herz oder die warme Hand, die Fähigkeit zu pslegen, die Gabe mit Kindern zu werkehren, die Gesälligkeit, Dienstwilligkeit oder andere Eigensschaften, die nach außen wohlthun, aber der eigenen Seele noch viel mehr wohlthun, diese fühlen: das war alles zu

>

:

nichts! und ihr Blick sagt es. Und sagen sie einmal etwas, so ist es etwas ganz Eigentümliches. Mir ist es manchmal begegnet, daß geistig ganz übersehene und für dumm gehaltene Mädchen und Frauen so tiese Dinge aussprachen, daß ein Licht davon ausging, wo man lange vergebens nach Licht gesucht.

Es liegt etwas über unserer ganzen Zeit, in fast der gessamten Belletristit und in den Augen einer großen Zahl von Menschen: das ist die Trostlosigseit. Sie ist das notwendige Resultat eines versehrten Ausgangspunktes. Diesen verkehrten Ausgangspunkt entdeckt der Einzelne meist zu spät; im besten Fall kann er noch ein neues inneres Leben für sich ausbauen, — ein neues äußeres selten. Es handelt sich darum, diesen verkehrten Ausgangspunkt für die Vielen zu sinden und zu bezeichnen, damit er vermieden werden kann.

Es gibt eine Anzahl junger Mädchen, die, wie man sagt, "zum Heiraten geschaffen sind", die die Liebe des Mannes oder den Besit von Kindern nicht entbehren können, ohne daran zu fränkeln und sich danach zu verzehren. Wo der natürliche Beruf so deutlich spricht — und wenn wir nur nicht in falscher Scham künstlich sestgehalten werden, so wissen wir das schon sehr früh und deutlich — da soll man ihm auch nachgeben und in Gottes Namen auf den Mann warsten; die natürliche Anziehung, die aus dem Temperament

tommt und zum Temperament spricht, wird sich dann in den meisten Fällen auch geltend machen. Aber es gibt viele junge Mädchen, in denen dieses starke Geschlechtsempfinden schlum=mert, oft so tief schlummert, daß es ohne künstliche Reizmittel nie geweckt würde. In diesem Mangel ist der Keim sür das Zerwürsniß in manchen Ehen zu suchen. Junge Mädchen mit so kühlem Temperament sind häusiger als man glaubt, darüber wissen wir Frauen unter uns am besten Bescheid. Und noch eine dritte Gattung gibt es: die, deren Sinne eigent=lich nur ein Rester — und ein schwacher — ihrer Seele sind, die geschaffen sind zu allen Werken der Liebe, aber am wesnigsten doch zu denen der physischen Liebe.

Die Psychologie des Mittelalters war in diesem Fall viel seiner als die unsere; wir nehmen einsach an, daß alle Mädschen zum Heiraten geschaffen sind. Geht's nicht, so müssen sie verzichten. Aber es handelt sich gar nicht um ein Verzichten. Es handelt sich wirklich um die Disposition. Darzüber wußte man in so weit zurückliegender Zeit, — als die Leidenzichasten noch so viel stärfer und das Blut noch so viel reicher war, — so gut Bescheid, daß zur Aufnahme in zahlreiche Berbände halbgeistlichen Charakters bloß die Ehelosigkeit, nicht die Klausur und strenge Uebungen, ersorderlich war. Und es ging ganz gut, dis umssichgreisender Sektengeist der Borbote einer allgemeinen Aufzlehnung wurde, in der dann die Geister die Leider revolktierten.

7

į,

Jest kann man überhaupt nicht mehr recht von unbändigem Blut sprechen. Es ist sast jelten geworden. Schon die Ernährung ist nicht mehr danach, und die Zügellosigkeiten der Gegenwart stammen meist aus Reizmitteln mit scharsem Stimulanzgehalt.

Wir können die Sache noch bei einer anderen Seite fassen. Es hat sich und es wird sich für eine große Anzahl Frauen immer um jene zwei äußersten Buntte handeln: Broftitution ober Cölibat. Die Frauenrechtlerinnen haben ja seit einem Jahrzehnt viel über die Prostitution in der Che ohne Liebe geredet, und fie haben von bem Standpunkt, aus bem bie Frauenbewegung hervorgegangen, ja auch nicht Unrecht. Rur die Che als Sakrament kann ein Schutz sein zunächst gegen bas unbesonnene Eingehen, bann auch gegen die Qualen einer widerwärtigen Verbindung, indem fie das Schwergewicht ber= felben in's Ueberfinnliche, felbft in jene Ausopferung bes ma= teriellen Ichs verlegt, durch die allein in den äußersten Fäl= len das seelische Ich sich zu retten vermag. Es giebt zahlreiche Ehen, in denen die Chegatten sich wirklich gegenseitig schlecht machen und herabwürdigen, ganz nach und nach und aemutlich und mit gegenseitiger Einwilligung, wobei fie fehr barauf halten, daß fie wirklich bas Beispiel einer nachahmenswerten burgerlichen Che geben und es auch schlieflich alau-

Darholm, bie Frauen i. b. foc. Bewegung.

11

ben. Diese selbstzusriedene Versumpfung kommt gewöhnlich erst an den Kindern zu Tage, die in einem schwammigen Aeußern und verschwommenen Innern die Spuren davon zu tragen psiegen, — wenn nicht in noch schlimmeren und oft gemeinschädlichen Eigenschaften.

Bei einer großen Zahl auf berustiche Stellungen angewiesener Mädchen aber stellt sich die Frage ganz nackt und unverhüllt, und sie können schon froh sein, wenn es bei einem Liebhaber bleibt, der die Zuschüsse zu ihrem Hungerlohn besorgt. Die Wohlgekleidetheit, die alle Stellungen erfordern und die den Wunsch nach Bessergekleidetheit sehr rege macht, lehrt sie die ersten Ansprüche, und ein Blick auf das elegantere Kleid einer Kollegin legt in ihre Augen den warmen Glanz, den junge und alte Herren leicht für eine Liebesverheißung nehmen. Die Temperamentloseren sinden dabei den Borzug, denn in unseren Tagen scheuen die meisten, an sich schon überangestrengten Männer die Erschütterungen einer heißblütigen Liebe; eine gewisse Gutmütigkeit und Gleichgültigkeit ziehen sie vor — gerade das, was sie an der Gattin mit Enttäuschung wahrnehmen.

Aber es giebt auch viele Mädchen, die diesen Weg, — biese Ergänzung des schlechtbezahlten Berufs, — nur mit einem inneren Widerstreben betreten, unter dem Leib oder Seele, oder beides, gebrochen werden.

Und wo finden fie einen Schut, wo eine Zuflucht?

She, Prostitution und Cölibat sind die drei Formen, die es für das Leben der Frauen von Alters her gegeben hat. Im Altertum hatte das Weib kein Selbstbestimmungsrecht in allen drei Punkten. Erst ganz allmälig und auch noch nicht vollständig hat es dieses — auch mehr anscheinende als wirkliche — Selbstbestimmungsrecht erhalten, denn die Umstände sind die härtesten Presser. Es darf sich jest zur She bestimmen, es bestimmt sich auch in vielen Fällen selbst zur Prostitution. Aber wie steht es mit dem Cölibat?

"Es wird fein Mensch sie verhindern, alte Jungfern zu werden", antwortet man.

Gewöhnlich sehr richtig, — aber das alte Jungferntum ist kein Sölibat, ist keine freie Borausbestimmung über sich selbst. Auf dem Gebiete des Sölibats als Gelöbnis sind den Frauen eigentlich nur zwei ausübende Beruse eingeräumt: als Erzieherinnen, wie die Englischen Fräulein, die Schulschwestern u. s. w., und als Barmherzige Schwestern. Es kommen dann noch die Krippens und die Kinderbewahrungsanstalten hinzu. Es ließe sich eine unendliche Erweiterung der Arbeit der cölibatären Frauen auf socialem Gediet denken, — eine Erweiterung, die die Bewegung, das Eingreisen, die active hilfe gestattet, die aufsucht, nicht wartet, daß sie

aufgesucht wird. Sehr viele Frauen, die alle Fähigkeiten bazu besitzen, die einförmige und schwere tägliche Arbeit im Dienste des Nächsten mit jener Freudigkeit zu thun, Die fich heute beim Schlafengeben schon auf bas Morgen freut, und beren Lebensgenuß darin besteht, ihre vom materiell Sinnlichen losgelöste Zärtlichkeit in Frierende und Darbende überftromen zu laffen mit der Nahrung, die sie ihnen reichen, mit ber Wartung, die fie ihnen angebeihen laffen, mit der Sicher= beit, die fie um die ärmften Geveinigten und Gebekten bes Lebens schlagen wie einen warmen Mantel. — sehr viele bieser Frauen wissen nicht, wohin mit sich. Sie sind nicht geschaf= fen für das Stillefigen, sondern für die Bewegung. würden nicht nur unbefriedigt bleiben, sie würden auch füh= len, ihre Kräfte nutilos vergraben zu haben in der beschau= lichen Stille flösterlicher Zurudgezogenheit. — ihre Andacht, ihre Inbrunft will sich bethätigen nach jenen Worten bes Gottessohnes: was ihr gethan habt an den Rleinsten auf Erden, das habt ihr mir gethan. Und für diese giebt es fast feine Organisationen, die der gegenwärtigen socialen Lage der Hilfsbedürftigen und der Hilfebringenden angemessen und aus ihr entsprungen find.

Ich glaube, hierin liegt ein Hauptgrund ber Unlösbarkeit ber Frauenfrage — nicht in einem Land und in einem ober ein paar Ständen, sondern in allen Ländern und Ständen. Und daß sie auf diesen Punkt zu liegen kommt, ift eine ganz natürliche Folge von Zuftanden, die so nahe hinter uns fteben. daß sie noch heute fortwirken und binden, obgleich sie innerlich fast gebrochen find. Diese Zustände entwickelten fich gleich= zeitig mit dem Absolutismus, entsprangen aus demselben Zeitpunkt und derfelben Wurzel wie er, brachten in derfelben Gegenströmung auch die Frauenbewegung, und zwar in benfelben Rlaffen, aus benen die Gegenströmung hervorging, erft gebildet und als geiftige Forderung und geiftiger Wert. wie das Bürgertum auftrat, dann proletarisch, als socialer Notstand und Brodfrage mit ben breiten Schichten, nachdem bie Gelbbourgeoifie selbst zu einer Form bes Absolutismus fich ausgebildet hatte. Indem er alle Lebensfunktionen an fich zog und als von fich ausgehend erklärte, brachte der Absolutismus in einem bisher nicht gekannten Grade bie wenn ich so sagen tann — Berprivatifirung des Einzelnen. Alle öffentlichen Funktionen schrumpften ein, - jeder Ginzelne, wer er auch war an geiftiger Bedeutung ober socialer Stellung, vom Abel abwärts — wurde bem "l'etat, c'est moi!" gegenüber Privatverson. Dieser Zuftand liegt so nabe hinter uns. — benn was ift ein fleines Jahrhundert — daß er noch in ungähligen Formen und verschiedenen Berkleidungen meiter wirkt.

Von der Reformation ab ward die Frau vollständig in

die Familie zurudgewiesen, die größere Anzahl der öffentlichen Organisationen, benen sie früher angehören konnte, gingen unter dem schrecklichen Kriegsjahrhundert auch auf katholischer Seite ein. Was sich damals noch hielt, rif die große Revolution mit ihren Ausläufern zusammen, die aleich sowohl den Absolutismus auf Erden wie im himmel absette. gab es für die Frau auf beiben Seiten aber auch gar nichts mehr als die Familie, die die ihr zugewiesene Belaftung ein= fach nicht auf die Dauer tragen konnte und, nachdem es mit dem landesherrlichen Druck ziemlich vorbei war und sich überall freiere Bewegung regte, auch nicht tragen wollte. Und so entstand die Frauenfrage, nicht als der Ausdruck einer freien Bewegung, denn bann hatte fie fich auch die entsprechenden Formen geschaffen, mahrend fie noch gar feine eigenen Formen hat, sondern einfach als eine Reibung in einer unerträglichen Beengung. Die Frau mar Familienglied und auch gar nichts weiter; der privateste Teil eines privaten Gebildes, abhängig von der Familie, bevormundet von der Familie, aus der einen Familie in die andere Familie übergehend bei der Berheiratung, an der Familie haften bleibend ohne Berheiratung. Aus diesem Birkel entschlüpfte fie nie, außer wenn fie als Berlorene ausgestoken wurde. In der Familie aber können die überschüffigen Mitglieder nur geschätzt werden, fo lange fie sich nütlich machen, und jett, wo daheim weder mehr gebacen

gebraut, geschneidert, gewaschen und manchmal auch fast nicht mehr gesocht wird, ist es mit ihrer Nützlichkeit vorbei. Sie sind lästig geworden und doch in ihrer und ihrer Angehörigen Denkweise noch immer ebenso stark wie früher ein allerprivatester Teil der Familie. Lösen sie sich davon ab, leben sie für sich allein, oder müssen sie sür sich allein leben, so geräth ein großer Teil von ihnen unter die Declassirten. Miethen sie sich in andern Familien ein, z. B. wenn sie ihrer Ausbildung oder dergl. obliegen, so stehen sie wieder unter der Bevormundung einer Familie. Es ist immer dasselbe; es gibt keine Organisationen sür die veränderten Bedürfnisse, die ihnen wirklich entsprächen.

Im Mittelalter gab es, wie erwähnt, eine große Anzahl solcher Organisationen für die verschiedenen Klassen aus der Familie ausgetretener Frauen. Sie entsprachen den Bedürfnissen und der Denkweise jener Zeit; sie sind nun sast alle erloschen und können nicht wieder kommen. Aber andere sind notwendig geworden und können sommen. Und zwar solche sind notwendig, die den alleinstehenden Frauen eine seste Organisation, d. h. einen sesten Zusammenhalt geben, ihnen die Freiheit der äußeren Bewegung, den Contact mit der Außenwelt vollständig lassen und sie zugleich in diesem Contact zu schüßen und zu stüßen vermögen. Nur wer an sein eigenes Fortsommen nicht jeden Tag und jede Stunde zu denken hat,

kann sich ohne zusammengeschnürtes Herz und ängstlich kargende Hand dem Dienste Anderer hingeben. Die größte Anzahl der Frauen verkümmert, wenn man die Quellen ihrer Wärme, die Ausübung des mütterlichen Verufs, ihnen zuschließt. Aber das Weib ist nicht nur Mutter im Fleisch; das ist sogar recht wenig. Und andrerseits helsen teine Wärmestuben und Nachtasple und Volksfüchen und Weihnachtsbescheerungen dem Notstand jener sogen. untersten Schichten der Bevölkerung ab, in denen es auch Wöchnerinnen und Säuglinge, Mütter und Kinder, Hilflose und Verlassene gibt, für die alle die Mutter Gottes ihren Sohn im Stalle gebar.



## XI.

Mutter und Kind.



## ක්රම් වැඩි වැඩි වැඩි වැඩි විසිට විසිට

as Kind ift das größte Erlebnis des Weibes. Nicht sowohl als äußeres Erlebnis, wie viele meinen. Die äußeren Beränderungen, die es mit sich bringt, die von vielen Frauen und in vielen Hausständen als eine Freude und eine Bereicherung, in noch viel zahlreicheren anderen aber als eine Last oder eine Sorge empfunden werden, sind doch schließlich eben Neußerlichseiten, wenn sie auch oft tief eingreisen und tiefe Spuren hinterlassen. Es ist ein inneres Erlebnis von so seiner und stiller und fast ungreisdarer Beschaffenheit, daß die allermeisten gar nicht davon wissen und wären sie auch ganz davon erfüllt.

Man kann mit Leichtigkeit beobachten, daß das Kind die Beränderung in das Wesen der Frauen bringt. Die junge Frau, ehe sie Mutter geworden, unterscheidet sich wenig von dem jungen Mädchen vor der She. Ein bischen mehr Glanz im Blick, ein bischen mehr Röte an den Lippen, ein etwas anderer Ausdruck und ein bischen Erstaunen dazu — das ift,

was die unverheirateten Schwestern und die Backsische ihr abguden und neugierig bekichern. Andere Leute interessieren sich überhaupt für diese Erscheinungen nicht besonders, und ehe eine Welt- und Lebedame oder eine galante Frau aus ihr wird — falls ihr Ehrgeiz oder ihre Neigungen dahin streben — vergeht noch viel Zeit.

Aber die junge Frau mit ihrem Kinde auf dem Arm — die hat einen anderen Blick, ein anderes Lächeln, eine andere Seele.

Durch das Kind entscheidet sich das innerste Wesen im Weibe. Ihr verborgenster Fond kommt zum Vorschein. Sie wird gut oder sie wird böse; sie wird etwas Bestimmtes, während sie vorher etwas Unbestimmtes war, das über sich selbst im Innersten noch nicht Bescheid wußte.

Es giebt Frauen, die mit Kindern gedeihen und mit denen die Kinder gedeihen, ihre eigenen und fremde. Sie verstehen sich unter einander so unbegreislich gut und halten zusammen auf eine ganz eigene Weise. Ein bischen Brei oder ein Stüdchen Brot aus der Hand einer solchen Frau schmeckt den Kleinen besser als Ruchen und Leckerdissen aus anderer Hand; nimmt eine solche ein Kind auf den Arm, so schreit es nicht länger und wird vergnügt bei ihr. Es giebt aber auch Mütter, bei denen ihre eigenen Kinder keineswegs gedeihen. Sie regen sich gegenseitig auf, es ist ein beständiges Geschrei und

Gezappel, das Kleine wird frühzeitig bose und entwickelt sich zu einer Plage, über die dann beständig geseufzt wird und allerlei Strafen verhängt werden.

Weniger entschieden ist das Verhältnis von Kindern und jungen Mädchen. Es giebt solche, bei denen kein Kind bleiben will und die auch kein natürliches Wesen mit Kindern haben; aber es giebt auch solche, die mit dem ersten besten Säugling, der in ihre Hände kommt, sosort zu hantieren wissen. Es giebt rotwangige, frische junge Mädchen, die sich zwischen kleinen Kindern aufplustern wie die Henne zwischen ihren Küchlein. Sie sind die geborenen Pslegerinnen von Kindern, die Mütter an der Seele, und sie nehmen leicht die Entwickelung, daß jedes hilfsbedürstige Kind ihnen wie ihr eigenes Kind wird. Sehr häusig sind freilich solche junge Mädchen nicht und sie wachsen auch nicht oft in großen Städten und selten in den höheren Klassen.

Das kleine Kind bringt etwas ganz eigenes mit sich, wohin es fommt: es scheidet zwischen gut und böse, es treibt beides hervor. Darum ist es das große innere Erlebnis des Weides; denn es erlebt sich selbst im Kinde. Es lernt sich selbst kennen und es wird sich selbst offenbar, es kommt zum Frieden oder zum Unsrieden mit sich und es überschaut sich selbst nach vorwärts und nach rückwärts, bis in seine eigenen Ursprünge, als es selbst ein Kind war. Ich kannte eine Frau, die mit viel Willen und gutem Mut sich ihren eigenen Lebensweg gesucht und gesunden hatte. Sie hatte dabei ihrer Mutter immer mit Zärtlichkeit und Verehrung angehangen. Sie wurde selbst Mutter, und wie sie nun ihr kleines Kind zwischen den Händen hatte und neben sich auswachsen sah, da siel ihr nach und nach und immer schwerer die Erkenntnis auf's Herz, daß ihre eigene Mutter ihr keine gute Mutter, sondern ein Quälgeist gewesen war. Und ihre eigene Mutter wandte sich von ihr ab, denn sie sühlte, daß sie nun durchschaut werden würde. Erst wenn wir selber Mutter sind, wissen wir Bescheid über unsere eigenen Mutter. Haben sie uns ein mütterliches Gut mitgegeben, auf dem wir deles neu lernen und einen neuen Faden in die Zukunst anspinnen?

Die Auffassung über das Kind hat in unserem Jahrhunbert sich wesentlich verwandelt. Erst jetzt wurde das Kind etwas Besonderes, eine eigene Gattung. Bon England kam uns der Begriff "Baby" herüber — Babykseider, Babyhüte, Babywagen, Babyeinrichtungen u. s. w. Kleine Kinder bekamen ihre eigenen Toisetten, die mit keiner anderen Kleidung Aehnlichkeit hatten; große Mädchen gingen in kurzen Röcken, die kaum über's Knie reichten, die swölf und dreizehn Jahre alt waren. Kleine Buben wurden in Mädchenröcke ge= stedt bis zum vierten und fünften Jahre, kleine Mädchen liefen mit bloßen Beinen über hochgeknöpften Stiefeln und mit so kurzen Kleidchen, als wären's Buben. Das Alter wird verwischt, das Geschlecht wird verwischt — es sind ja Kinder!

Gehen wir aber hinaus auf's Land, wo noch alte Sitten herrschen, da finden wir nichts dergleichen. Wenn Sonntags zur Kirche gegangen wird, dann wandern die kleinen Mädschen nicht mit sliegenden Haaren und nackten Knieen, sondern mit aufgesteckten Jöpsen, langen Röcken, farbigen Schürzen und Kopftüchern daher, genau so angezogen wie ihre Mutter, und die Knaben in langen engen Hosen oder hohen blanken Stiefeln, in runden Wämsern und runden Hüten und silbersknöfigen Westen, genau wie ihre Väter, und sehen ebenso ernsthaft und bedächtig aus wie sie. Sie sind keine Babys, sie sind keine Männer und Frauen, die sich zeitig der Versantwortlichkeit einer solchen Lebensstellung bewußt sind.

Ich wollte meinen Sohn auch in Aniehosen und lange Strümpse, Seemannsblouse und Matrosenmüze Kleiden, weil ich das so in der Erinnerung hatte und es nicht besser wußte. Aber da kam ich schön an! Er hatte es anders gesehen und wußte es besser. Er wollte ein "rechter Bauer" sein und ruhte nicht eher, als bis ich ihm aus seines Vaters verschlissenen Kleidern Wams und lange Hosen hergerichtet hatte, dazu gehörten noch Bergschuhe und ein grüner Hut.

Auf ungähligen Bilbern früherer Zeiten find die Kinder außnahmslos wie die Erwachsenen angezogen. War die Männertracht leicht, bequem und schön wie im 15, und Anfang des 16. Nahrhunderts, so find auch die Nungen aut angezogen und der ganzen forperlichen Glaftizität ift Raum gegeben : die Mädchen waren bedeutend gebundener — waren die Trachten überladen und anspruchsvoll, so braucht man nur Belasquez' Infanten und Infantinnen zu betrachten, um an den mühlsteinrunden Rrinolinen und breitabstehenden Herrenröden zu sehen, mas es icon für die Rinder eine ichwere und früh zu lernende Runft war, zu repräsentieren. Und will man in die Kreise niedersteigen, wo man sich's bequemer macht, so seben wir bei ben Hollandern, daß auch hier die kleinen Madchen Sauben und lange Röcke trugen und wie kleine Mütter ausschauten, während die Buben ihren rauchenden, trinkenden und fich gelegentlich prügelnden Batern auf's Saar glichen.

Früher hat man im Kind, sobald es den Arm der Mutter verlassen, den werdenden Mann und das werdende Weib gesehen und sie zeitig daran gewöhnt, hineinzutreten in die Fußspuren ihrer Borsahren. Seit einigen Jahrzehnten sind für die Kinder die Begriffe Mann und Weib verwischt worden. Ja, man sieht es nicht gern, wenn sie darauf ausmertsam werden. Man hält sie und erzieht sie als eine besondere Gattung. Sie sind "Kinder".

Der erste Ursprung dieser Auffassung geht wohl auf Rousseau zurück. Und er bezeichnet eine Reaktion gegen die allmälig unnatürlich gewordene Ausstassierung, welche die Kinzber mit den Erwachsenen teilen mußten. Man denke an den sechsjährigen Mozart mit gepudertem Toupet und den Degen an der Seite, an die kleinen dekolletierten Erzherzoginnen in spizer Schnebbentaille und Reifrock, mit Blumen, Spizen und Puder in hochgetürmter Frisur und hohen Stöckelschuhen, über die sie sielen. Die werdenden Männer und Frauen als gaslante Kavaliere und versührerische Marquisen — das war freisich ein Endpunkt der Linie, über den es nicht weiter ging.

Aber waren sie beswegen weniger Kinder? Bielleicht sogar mehr als unsere großen Babys in losen Erftlingskleidschen und mit nacken Beinen.

"Ich bin noch ein Kind," sagen die Dinger als Entsschuldigung für vieles, was sich nur durch das unverantswortliche Zwischenstadium entschuldigen läßt. Giebt es jedoch ein solches Zwischenstadium? Man ist jetzt ziemlich allgemein geneigt, das zu bejahen.

Das Kind ist kein Zwischenstadium; es ist eine Einheit vom ersten Tage seiner Geburt an bis zum letten Tage, wo es als Greis stirbt. Und es ist eine Einheit, zu deren innerftem Wesen wir keinen Schlüssel haben, das uns ein Geheim-Warholm, die Frauen i. b. soc. Bewegung.

nis ift, bis es fich selber offenbart fein ganzes Leben bin= burch. Mir erzählte eine junge Mutter, als fie ihren erftae= borenen Säugling mit ben Fäuftchen auf ber Bruft und ben Beinchen bis an die Fäuftchen beraufgezogen, den geschloffenen Aeuglein und dem offenen schreienden Mäulchen baliegen fah, sei ihr der Gedanke gekommen — und sie war doch in dem Augenblick gewiß nicht besonders jum Denken aufgelegt -: dies ift eine kleine Person. Und oftmals später, wenn fie ihr Söhnchen bei der Arbeit oder beim Spielen sah, da kam ihr wieder der Gedanke: dies ist eine kleine Berson, von der ich nicht viel weiß. Und wenn sie ihn gelegentlich im Eifer abftrafte und er es sich geduldig gefallen ließ, und sie hinter= ber einsah, daß das Rind unverdiente Strafe empfangen und doch stillgeschwiegen, dann sagte fie fich wieder: dies ift eine fleine Verson, die ihr eigenes Leben lebt. Und bann ging nach und nach das ganze begriffliche Gebäude von Vererbung und Anpassung und Aehnlichkeit und bergleichen flöten, und fie fagte fich: dies ift eine kleine Seele, die mir anvertraut ist, ein geliehenes, unschätbares Gut, das von mir gefordert werden wird.

Und hierin haben wir das ganze Wesen der Mutterschaft. Dem Weib ist es gegeben, Seelen mit Fleisch und Blut zu umkleiden; und mehr als von irgend jemandem aus Erden wird die Seele des Kindes von der Mutter gesordert werden, sie, die dazu geschaffen und berufen war, es mit allem Wesentlichen auszurüften auf den Weg in's Leben.

Man hat — auch wieder erst seit einem Jahrhundert oder weniger — eine große Sentimentalität bei dem Wort Mutter entsaltet. Es wird ein wahrer Kultus mit dem Mutterbegriff getrieben, und viele Frauen sind auf diesem Punkte sehr sitzlich geworden. Sie verlangen deswegen allein schon Berehrung, weil sie Mütter sind. Gefühlwolle Dichter und eine große Geschenklitteratur unterstüßen sie darin nach Krästen. Dies ist doch eine kleine Uebertreibung. Es sind die der heisligen Jungfrau abgerissenen Gewänder, mit der profane Frauen sich schmücken und schmücken lassen.

Jede Mutter giebt ihrem Kinde ein verhängnisvolles Erbe mit in ihrem Fleisch und Blut: jene Summe von Irrtum und Schuld, die sich von Generation auf Generation unvermeidlich überträgt. Diese Last von Schuld und Irrtum, die um so mannigsaltiger und verwidelter ist, je höher die Eltern gesellschaftlich und geistig stehen, bürden wir dem Kinde auf. Wir selbst haben eben solch eine Last empfangen, es fragt sich, ob sie in uns gewachsen ist, oder sich in uns verringert hat.

Es giebt Menschen, die haben eine Haut, an der faft fein Schmut haftet. Selbst von einer Eisenbahnreise kommen sie sauber zurud, und ein wenig Wasser genügt ihnen, um wiesder so weiß und blank zu werden, wie vorher. An anderen

Digitized by Google

haftet alles. Jedes Kohlenstäudschen färbt sie grau und schmuzig; sie müssen sich öfter waschen als andere und sehen doch nie recht rein aus. Es giebt auch Seelen, die der Bessleckung so unzugänglich sind, wie mancher Körper. Auch das Erbteil von Schuld und Irrtum, das jeder Mensch auf seine Lebensreise mitempfängt, hat über sie geringe Macht. Sie stoßen es ab, gewöhnlich immer stärker, je selbständiger sie sich entwickeln, sie verringern es und bringen in ihrer Person ihren Erben jene Erneuerung und Gesundung, in der sich bie Generationen verjüngen und ohne die eine ganz andere Ausrottung über die menschlichen Geschlechter ergangen sein würde, als wirklich ergangen ist. Schuldlos sind sie desewegen auch noch lange nicht, Fehler begehen sie immer noch genug.

Es giebt Frauen, die sind wie diese Haut und diese Seelen. Sie sind die wirklichen Mütter; sie haben den sichern Takt und den seinen Sinn und jene Ehrsucht vor dem Unbekannten, das ein jedes Kind ift, — und die sich in der schonenden Hand ausdrückt, die aber sehr sest wird, wenn etwas, was diese Naturen als das Böse stößt, zum Borschein kommt. Es giebt aber auch Mütter, die ihr Kind mit dem Blicke betrachten und nach dem Grundsage behandeln: Dies ist mein Kind! d. h. ich kann damit machen, was ich will, oder: seine Erziehung geht mich allein an. Darin zeigt sich schon ein Maß von Schuld und Irrtum.

## XII.

## Die Gottesmutter.



## 

as Dogma von der unbefleckten Empfängnis Mariä ift eins der jüngsten in der Kirche. Es geht von der Boraussetzung aus, daß die Reine den Sohn Gottes nicht ohne Sünde, nicht ganz und gar ohne die Belastung von Schuld und Irrtum hätte empfangen können, wenn sie nicht schon ohne die fortgeerbte Last von Schuld und Irrtum gestoren worden wäre.

Im Leben der Gottesmutter ist ein Zug überliesert, der immerwährend wiederkehrt, — er ist die Hauptlinie ihres Wesens und eigentlich die einzige, die scharf hervortritt. Dieser Zug ist das, was den Menschen am schwersten fällt und was besonders den Frauen unserer Zeit sehr schwer fällt, — die Unterwerfung. Fast Alle lassen wir uns die Unterwerfung abzwingen und abdrängen und geben nicht mehr nach, als wir dringend gezwungen sind, oder sallen schlasszusammen. Das entspringt auch nicht immer aus Bosheit oder Unverstand, — es entspringt einsach oft aus Mangel

an befferer Einficht. Wir Frauen bedürfen eines Borbilbes, bas wir nicht von Männern herholen, bas aus unserer Mitte gekommen ift, das Weib war, wie wir, das Mutter war, wie wir. - das alle jene Hilflosigfeiten empfunden bat, die wir empfunden haben und die nur Frauen empfinden fonnen; wir bedürfen eines Mitempfindens, dem wir alles iggen fonnen, mas sonst verschwiegen bleibt und verschwiegen bleiben muß, und wir bedürfen einer Belferin, die alles litt, mas mir erleiden fonnen, die über alles Leiden fiegte, wie wir darüber zu fiegen uns fehnen, die das Alter überwand, die den Tod überwand, die ewig die junge Mutter bleibt mit ihrem fleinen Kind auf bem Arm, - bas Weichste und Bütigfte, mas es giebt, das fleischgewordene Erbarmen und die höchste Schönheit: die ftillende Mutter — der Born der Gnaden für alle Kinder und die himmlische Verklärung aller Mütter.

Sie, die von der Last ererbter Schuld frei war, sie konnte, was uns allen so schwer fällt, — sie machte die Unterwerfung zu einem freiwilligen Akt, zu einer Handlung der höchsten Einsicht. Alls ihr, der Unberührten, der Engel die Mutterschaft verhieß, da antwortete sie: ich din des Herrn Magd, und als ihr der göttliche Sohn in seiner Blüte den schrecklichsten der Tode starb, da wissen wir von keinem Wort des lauten Jammers. Auf jenen beiden Punken, wo das

Beib sich am heftigsten ängstigt und sträubt, leistete sie jene Unterwerfung, die die höchste Freiheit ist. Denn wer sich der Geburt und dem Tode unterworsen, für den giebt es gar keine anderen wirklichen Aengstigungen und Schrecken mehr. Wir Frauen fürchten uns gewöhnlich vor viel zu vielen kleinen Dingen, vor viel zu vielen menschlichen Drohungen und wir werden klein und ängstlich dabei und rennen den gefürchteten Dingen dann erst recht in den Rachen. Haben wir uns aber einmal ganz und gar und allem unterworsen, was unsere Bestimmung mit sich bringt, dann sind wir damit in eine Beziehung zur Gottesmutter getreten, die sich in ihren Folgen zeigen wird.

Das für uns selbst. Aber das Kind unseres Schoßes? Dies kleine Geheimnis, dem wir Leben geben dürsen, dem wir, wissentlich und unwissentlich, so oft Unrecht thun werden und dessen Seele von uns gesordert werden wird. Dessen Seele wir selbst von uns sordern werden, wenn wir sehen, daß es mißrät. Ich habe Frauen gekannt, die sich keine Söhne wünschten, weil sie sahen, daß sie so leicht mißrieten. Ich habe selbst Frauen gekannt, die sich keine Kinder wünschsen, weil sie nicht wußten, wie sie erziehen. In Zeiten, wo eine allgemeine Ordnung alles umfaßt und eine gleichartige Entwickelung Alle eingliedert, thut sich's leichter für den Einzzelnen. Aber in Zeiten, wo so Wiese in eine Ausschung und

Rattofigkeit hineinversett find, für die fie nichts können und die sie mehr dunkel empfinden, als wirklich durchschauen, was sollen fie thun? Sollen fie in den erften Schimmer des werdenden Geschöpfs schon die Schatten ihrer Aenaftigungen werfen? - - Sie sehen die himmlische Mutter mit ihrem Rind auf dem Arm und fie bringen ihr eigenes noch ungeborenes Rind ihr dar — der Mutter aller Mütter — fie stellen es in ihren Schut, damit etwas von dem Reichtum ihrer Wärme es umhülle, etwas von der Fülle ihrer Liebe es bestrahle und die Last von Schuld und Jrrtum sich verringere, ber Druck von Ungewißheit und Befümmernis fich hebe von der irdischen Mutter und den Rleinen, die sie umstehen, und bem noch ungeborenen Rind. Diese erste Uebung wird ihnen gegenwärtig bleiben und Rinder find so empfänglich für bas Ueberirdische, wie Große es nicht mehr find. Sie suchen es wie ihren Urquell.



Digitized by Google